Bremen. (Anschrift E. Ritter, Kreftingstraße 10.) Vorträge Winter 1933/34.

- Oktober: Der Tote und sein Haus in der germanischen Vorgeschichte. Hans Müller-Brauel.
- November: Das Christentum und die germanische Vorgeschichte. Pastor Raschke, Bremerhaven.
- Dezember: Die Antike und die germanische Vorgeschichte. Studienrat Siebert.
- Januar: Goethe und die germanische Vorgeschichte. Dr. H. Eggers.
- Februar: Die deutsche Zukunft und die germanische Vorgeschichte. Oberstleutnant Lamotte.
- März: Bremen und die germanische Vorgeschichte. Studienrat Dr. Schecker.

Hagen. Eine Wanderung am 25. Juni 1933 begann in Herdecke, einem alten Ruhrstädtchen, dessen Kirchengründung auf eine Nichte Karls d. Gr. zurückgeführt wird. Auf dem Kirchplatz sind noch die Grundmauern der früheren größeren Kirche erkennbar. Welche Gründe für den Kirchenbau an dieser Stelle vorgelegen haben, ist noch nicht klar. Die Erinnerung an den „Klosterbrunnen", aus dem nach dem Volksglauben die Kinder geholt wurden, ist durch einen Stein wachgehalten, auf dem ein Storch dargestellt ist. Eine Inschrift besagt:

„Hier war der Klosterpütt
Jetzt ist er zugeschütt!"

Eigenartig ist in Herdecke die große Zahl von Sonnendarstellungen an den Häusern. Auch die Holzverstrebungen der schönen Fachwerkhäuser weisen besonders reiche Erinnerungen auf. Manches „Runenhaus" mit „Sonnenzeichen" fällt auf! Ob der angrenzende „Sonnenstein", ein Berg, der sich etwa 100 m über dem Städtchen erhebt, hierauf Bezug hat? Sonnensteine als vorgeschichtliche Stätten sind auch sonst bekannt. Auf dem Sonnenstein bei Herdecke befinden sich Wallanlagen und Hügelschüttungen. Die anliegenden Flurbezeichnungen — Wiemberg — Auf dem Stein — Jollenstein — Auf dem Brennen — Teufelskanzel — weisen wohl ebenfalls in die vorchristliche Zeit.

Herr Risse, der Führer des Tages, hatte einige Tage vor der Wanderung hier einen kleinen Feuersteinschaber (mittl. Steinzeit) gefunden.

Auf dem Sonnenstein fand im vorigen Jahrhundert das alljährige „Sonnensteinfest" des Rhein.-Westf. Turngaus statt.

Vom Sonnenstein aus führte die Wanderung zur „Peterskirche" und „Petersbrunnen" auf der Hohensyburg. Der „Peters" (!!)-Brunnen, einst ein geweihter Ort, ist nur noch durch einen Kanaldeckel kenntlich! Obwohl der Brunnen auf dem Berge (innerhalb der alten Vorburg) liegt, versiegt er kaum in den trockensten Sommern.

Die „Peters"-Kirche wird auch auf Karl den Großen zurückgeführt. Herr Baurat Schmitt-Wöppke fand an einem Kapitäl an der Eingangstüre die gleiche fratzenhafte Darstellung, die auch an den Externsteinen zu finden ist. Es ist ein Kopf mit Spitzohren, aufgerissenem Maul und Bart! Die Erkundung solcher Abbildungen weist wohl auch manchen Weg zur Vor- bzw. Frühgeschichte. (Pfr. Prein wies kürzlich in einem ähnlichen Fall auf „Antichrist"-Darstellungen hin!)

Die alten Grabsteine an der Kirche tragen noch eine große Zahl symbolischer Zeichen, Hausmarken, Sonnendarstellungen, Steinmetzzeichen u. dgl. Die Gedankengänge Herman Wirths weisen hier manchen Weg zum Verständnis.

Sodann wurden noch die mächtigen Wälle der Vor- und Hauptburg, die in den Kämpfen der Sachsen mit den Franken eine große Rolle spielten, besichtigt. —

Am 30. Juni hatten wir die Freude, Herrn Dir. Teudt in unserm Kreise zu begrüßen. In zwangloser Aussprache wurden wertvolle Anregungen gegeben.

Am 2. Juli sprach Herr Teudt vor einem größeren Lehrerkreis. Der Vortrag fand lebhaften Beifall. Es ist zu hoffen, daß die Schulen auch der Vorgeschichte erhöhte Beachtung schenken.

Im Juli wurde von einer Hagener Ortsgruppe der NSDAP. eine Autobusfahrt ins Lipperland zur Besichtigung der wichtigsten geschichtlichen Stätten veranstaltet.

Ko.

Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte

Anschriften

Hauptstelle: Freunde germ. Vorgeschichte, Detmold, Bandelstr. 7.

Ortsgruppen:
- Berlin: Studienrat E. Weber, Spandau, Roonstr. 16
- Bremen: E. Ritter, Kreftingstr. 10
- Essen: Studienrat Ricken, Essen-Stadtwald, Sunderholz 35
- Hagen i. W.: Ingenieur Fr. Kottmann, Eppenhauser Str. 31
- Hannover: Reg.- u. Baurat Pritze, Falkenstr. 8
- Osnabrück: Frau Dr. Kringel, Herrenteichstr. 1

9. 8. 1933.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1933 September / Scheiding Heft 9

Verratene Heimat

Von Wilhelm Teudt

Zu den Befreiungskämpfen des Sachsenstammes gegen Karl

Je mehr sich die Beurteilung der Taten des Westfrankenkönigs Karl als entscheidend für unsere innere Stellung zu der germanischen Kulturfrage erweist, um so größere Aufmerksamkeit werden wir den geschichtlichen Ereignissen der karolingischen Zeit zuwenden müssen.

Historische Romane mit ihrer Aufgabe, Charaktere herauszuarbeiten und die Verkettung der Ereignisse bis in Einzelheiten hinein einleuchtend zu machen, bieten eine vorzügliche Handhabe, die Geschichtsauffassung, aus der sie erwachsen sind, auf innere Wahrheit und Annehmbarkeit zu prüfen.

Werner Jansen hat es mit der ihm eigenen dichterischen Gestaltungskraft, die wir aus seinem Werke „Das Buch Treue" kennen, unternommen, uns mit dem Buche „Verratene Heimat" in die verhängnisvollen Geschehnisse der 31jährigen Freiheitskämpfe der Sachsen gegen das Frankreich des 8. Jahrhunderts einzuführen und — wie der Verlag Westermann, Braunschweig, meint — „in flammenden Blitzen mit jener martervollen Zeit zugleich unsere Zeit zu zeigen".

Wenn in Jansens Nibelungendichtung die ungeheuere Spannung Siegfried-Hagen ihren moralischen und schicksalhaften Ausgleich in dem Tode aller findet und darüber hinaus kaum ein Konfliktstoff auf der Seele des Lesers lasten bleibt, so ist der Verlauf in Jansens Sachsendichtung umgekehrt: Karl und Wittekind umarmen sich. Als bitteres Ergebnis bleibt eben die „Verratene Heimat". Sollte eine Umarmung Karls und Wittekinds, also eine volle Versöhnung, wirklich stattgefunden haben, worüber die Berichte schweigen, so würde sie meinem geschichtlichen Denken nur der Ausdruck des unermeßlichen Unheils sein, das die durch Niederwerfung der Sachsen ermöglichten Romanisierungsbestrebungen über das deutsche Volkstum gebracht haben.

Kein für die Folgezeit brauchbarer Hoffnungsstrahl ist aus Jansens Darstellung zu gewinnen. Diese Trostlosigkeit ist um so bedrückender, als es sich ja nicht, wie im Nibelungenliede, um einzelne Personen und um einen Goldschatz handelt, sondern um Ehre und Geschick eines Volkes — unseres Volkes.

Wenn die Arbeit eines unserer besten Dichter zu einem so beklagenswert unbefriedigenden Ergebnis geführt hat — wer trägt die Schuld? *Nicht der Dichter!* Er hat mit Wahrheitsliebe, mit Herzblut und Liebe zu seinem Volke, mit je und je hervorleuchtendem Verständnis der Sachsenseele und mit unermüdlichem Aufwande seiner großen schöpferischen Gaben geschrieben. Die Schuld trägt ganz allein *die große Geschichtslüge*, die der uns überlieferten Auffassung von Karl und seinem Tun am Germanenvolke zugrunde liegt. Darauf hat Werner Jansen seine Dichtung gutgläubig aufgebaut.

Die Geschichtslüge über das karolingische Bekehrungszeitalter hat ihre urkundlichen Quellen ausschließlich aus der Feder der einseitig westfränkisch-römisch-antisächsischen Geschichtsschreibung.

Dieser Geschichtsschreibung entstammt:

1. Die Lehrmeinung von der *Ursache der Sachsenkriege*, als ob „räuberische Einfälle" der Sachsen und nicht die politischen Ziele Karls die Kriege hervorgerufen hätten. Nach dem Zeugnisse des Zeitgenossen Salvian beschafften sich die Sachsen ihre Bedürfnisse „auf redliche Weise". Bloßer Eigentumsraub liegt dem Volkscharakter fern.

2. Die Darstellung des Verhaltens der Sachsen nach ihren Niederlagen als „Untreue". Während der ganzen Dauer der Kämpfe sind die sog. „*Verträge*" ausschließlich unter dem unmittelbaren Drucke kriegsmäßiger Gewaltmaßregeln, also als reine „*Diktate*", zustandegekommen, denen gegenüber es unrecht, ja unsittlich ist, von „Treubruch" zu reden. Die Fremdherrschaft konnte nur durch zahlreiche und starke Besatzungen im Lande aufrecht erhalten werden. Mindestens seit Einführung des Zehnten und der drakonischen Gesetze muß die Zahl der Straf- und Schuldgefangenen groß geworden sein. (Dadurch wurde die Anlage eines Konzentrationslagers mit starker Bewachung und guter Gelegenheit zur Verproviantierung und Verstärkung auf sicherem Seewege zum unvermeidlichen praktischen Erfordernis.) Zur Todesstrafe, Freiheitsstrafe, Geldstrafe und Gütereinziehung kam von Anfang an die Verschleppung Jugendlicher nach Gallien hinzu. Von einem freundlichen oder auch nur freundlich scheinenden Verkehr zwischen den fremdsprachigen Westfranken und den unterdrückten, überall zur Empörung geneigten Sachsen konnte, abgesehen von einzelnen Verrätern und Überläufern, *nicht* die Rede sein.

3. Die kurze Einhardsche Bemerkung, aus der geschlossen werden sollte, daß die 4500 in *Verden* Hingeschlachteten von den eigenen Volksgenossen ausgelieferte, kriegsgefangene Teilnehmer des neu ausgebrochenen Aufstandes gewesen seien — eine durchsichtige Infamie des Geschichtsschreibers oder seiner Gewährsmänner, um die Schuld und Verantwortung für den Verdener Greuel von Karl abzuwälzen und den Sachsen selbst aufzubürden. Die wenigen Worte Einhards, auf denen die große Geschichtslüge beruht, lauten (Lateinischer Text: „Germanische Heiligtümer", Seite 270, Zeile 8 von unten): „Alle Sachsen, die wiederum zusammengekommen waren, unterwarfen sich der Macht des Königs und lieferten alle jene Übeltäter aus, die am meisten auf diese Empörung hingewirkt hatten, daß sie getötet würden, *viertausendfünfhundert*."

4. Die Unterschlagung der schweren Kämpfe, die in den Wochen zwischen der Süntelschlacht und dem Verdener Ereignis liegen *müssen*, obgleich sie für Karl siegreich gewesen sind. Die Unterschlagung geschah offensichtlich zwecks Ermöglichung der Geschichtslüge.

5. Die *anfechtbare Darstellung einer Versöhnung zwischen Karl und Wittekind* und die noch anfechtbareren Nachrichten über eine fortgesetzte freundliche Behandlung Wittekinds durch Karl bis zu seinem Lebensende. In Wirklichkeit liegt darüber ein höchst verdächtiger dunkler Schleier.

6. Der Irrtum, daß der Westfrankenkönig wenigstens in einigen kleinen Handlungen irgendein Mitgefühl mit dem germanischen Volkstum oder gar ein Interesse für dessen Erhaltung gezeigt habe.

Alle diese einzelnen Beugungen der Wahrheit enthüllen sich dem kritischen Auge als lückenlos zusammenstimmendes Gebäude der Täuschung: das Sachsenvolk und damit das Germanentum wird *herabgewürdigt und beschuldigt*; das Romanentum, als dessen Vertreter und Ausrichter der Westfrankenkönig dasteht, wird verherrlicht und entschuldigt. Wir erkennen die geschickte Abschwächung und Verschleierung des auch schon in der damaligen rohen Zeit verurteilten Verbrechens einer bis nahe an völlige Vernichtung durchgeführten Zertretung eines der edelsten Germanenstämme und seiner Kultur!

Es kann nicht anders sein, als daß eine noch unter dem Netz dieser Geschichtslügen befangene Sachsendichtung *unbrauchbar* ist für alle, die sich von der Lüge freigemacht haben. Sie ist unbrauchbar, auch wenn Werner *Jansen* sein für das vergewaltigte Volk schlagendes Herz, sowie sein Streben, beiden Seiten gerecht zu werden und Geschehnisse verständlich zu machen, deutlich erkennen läßt. Denn eine wahrheitswidrige Geschichtsgrundlage trägt eben in sich so viele äußere und innere Anstöße, verschrobene Lagen, Ärgernisse und Unmöglichkeiten, daß eine gerade Entwicklungslinie aus den vorhergehenden Verhältnissen durch die gefälschten Berichte und Urteile hindurch zu den nachfolgenden Zuständen nicht herzustellen ist.

Wer, wie Jansen, vertrauensvoll gemäß den alten Berichten und der herrschenden Lehrmeinung alles auf eine logische Linie zu bringen unternimmt, der kommt deswegen aus den Verlegenheiten nicht heraus. Er gelangt zu krampfhaften unbefriedigenden Lösungen und muß gerade über die wichtigsten, aufklärungsbedürftigen Punkte, nach denen man fragt, hinweggleiten. Bei der Aufgabe, erlogene Dinge in die Erzählung einzugliedern, tritt die Ratlosigkeit am offenkundigsten an der Stelle zutage, wo es sich um die Fesselung und Auslieferung der 4500 durch die eigenen Volksgenossen handelt.

*

Die Lage ist folgende: Herzog Wittekind ist aus seiner Zuflucht beim Dänenkönige zum Befreiungskampfe herbeigeeilt. Wohin er kommt, reißt er im Sturme mit sich fort. Eiligst werden einige Tausend zusammengebracht und mit ihnen ein an Zahl überlegenes Frankenheer am *Süntel* vernichtend geschlagen.

Nun hatten sich aber — nach Jansen — gerade in jenen Tagen, gehorsam dem Befehle Karls, zwei aus Sachsen bestehende Heere gebildet, um für Karl gegen die Sorben zu kämpfen. Das eine, etwa 4000 Mann stark, unter dem Befehle des Paderborner Gaugrafen Emming stehend, wurde durch Wittekinds persönliches Eingreifen schnell für den Befreiungskrieg gewonnen und war im Begriff, sich mit den siegreichen Süntelkämpfern zu vereinigen.

Es galt, auch das andere für den *Sorbenkrieg* geworbene Sachsenheer auf die vaterländische Seite herüberzuholen. Das Heer stand jedoch unter dem Befehle eines (allgemein gehaßten und selbst von Karl verachteten) Gaugrafen Warin, der als Überläufer fanatisch den Verrat seines Landes an die Westfranken betrieb; er wird auch als Geizhals und Feigling geschildert.

Nur von einem halben Fähnlein seiner Getreuen begleitet, sprengt Wittekind auf seinem gewaltigen Schimmel zum Lager des Warinschen Heeres, das südlich der Weserberge, nicht weit vom Städtchen Enger bei Herford, anzunehmen ist.

*

Ich bringe nachstehend den vergeblichen Versuch Jansens, der infamen, unglaubhaften, innerlich unmöglichen *Einhardschen Geschichtslüge* zu einer anschaulichen Darstellung zu verhelfen, im vollen, ungekürzten Wortlaut, so daß der Leser, der meine vorangegangene Schilderung der Lage Satz für Satz aufs sorgfältigste beachtet hat, die

Verworrenheit und Unbegreiflichkeit dieser Kernszene des ganzen Buches dem hoffnungslos unglücklichen Unternehmen Jansens zuschreiben muß. Klammern und Sperrungen sind von mir.

„Plötzlich sehen sie (Wittekind-Weking und sein junger Begleiter Wulf) über einer Bodenwelle das Lager bunt und freudig liegen und zügeln unwillkürlich die Pferde. Tausende von *Schläfern* liegen auf der Erde bei steigendem Tage, Tausende sind *gerüstet und wach* — mit angehaltenem Atem blicken sie auf das wunderliche Bild. Aus den Mienen des Herzogs ist das Lachen wie weggeweht, ein Antlitz von Eisen starrt unter dem Helm, und ohne ein Wort zu sagen, sprengt er über das blache Feld mitten in die Lagergassen.

Wie ein Gewittersturm rauscht sein Name, von Tausenden geschrien, und die *Tausende, die auf dem Boden liegen, brüllen aus ihren Ketten und Stricken gleich wilden Tieren: ‚Rette dich, Weking! Rette Sachsen!‘*

Im Augenblick ist das halbe Fähnlein von einem Kreise verstörter, blasser, zorniger Menschen eingeschlossen, der Herzog sieht in die Augen des sächsischen Adels und kennt sie alle. Sie stehen drei, vier Pferdelängen entfernt um den kleinen Trupp, Waffen in der Hand.

‚Fort, Weking‘, flüstert Wulf, ‚wir decken dich.‘

Der Herzog hebt sich in den Bügel und reißt das Schwert aus der Scheide. Erschrocken weichen die Nächsten zurück, und Klingen blitzen auf. Aber der Herzog denkt nicht an Flucht. Er hat die Lage erkannt, und als er sieht, daß kein Franke bei den Verrätern ist, und Warin offenbar noch nicht zurück, faßt er sein Herz in beide Hände, und aus der Heimatscholle, auf der die Hufe seines Rosses stehen, strömt ihm noch einmal eine Welle unendlichen Glaubens in die Brust. ‚Sachsen‘, brüllt er über die Tausende, seine Löwenstimme dringt klar bis zum letzten Mann, ‚über dem Süntel liegen fünftausend Franken in ihrem Blute, unser ist der Sieg und Sachsen frei, wenn ihr, wenn ihr nur wollt! Vergeben und vergessen sei, was auch immer geschehen, wir Söhne einer Mutter dürfen einander Irren und Wirren nicht nachtragen! Vergeben und vergessen sei allen, die an Karl gehangen und gewiß das Beste für Sachsen gewollt haben. Steht zueinander, Brüder! Fort mit der Frone des Zehnten, fort mit dem Zwang des Glaubens, mag jeder alten oder neuen Göttern dienen wie er will! Nur, laßt uns frei und Sachsen sein! Her zu mir, wer an die Freiheit glaubt, her zu mir, wem die Liebe zur Heimat mehr als ein Wort ist!‘ Er wirft sein Schwert vor sich auf den Boden und streckt ihnen beide Hände hin.

Als ob die vernünftigen Rosse die Stunde begriffen hätten, so still stehen sie in dem lautlosen Schweigen.

‚Heil Herzog Weking!‘ klingt ein Ruf *aus den Gefesselten*, mit bebendem Herzen erkennt Widukind die Stimme Emmings. Und dann braust es wie ein Meer: ‚Heil Weking! Auf den Schild mit ihm! Vergeben und vergessen! Rettet Sachsen!‘ Und von den Tausenden, die in Waffen stehen, rufen viele Hundert mit, und müde, glaubenlose Augen flammen, von der Gewalt dieses tollkühnen Herzens angefacht, in der Glut der Begeisterung. Die Kunde des Sieges trifft sie alle, die Lauen und Abwartenden, und niemand ist, den nicht die Hoffnung mit grünem Reis berührt.

‚Beim Hammer, du bändigst die Wölfe!‘ flüstert der Junge überwältigt, ‚dieser Tag ist ein volles Leben wert!‘

‚Er rettet Sachsen‘, gibt der Herzog leise zurück, sein Gesicht leuchtet vor Güte und Glück.

Mit einem Male verstummt der Lärm, und in die Leere klopfen wie Boten des Schicksals die Hufe nahender Reiterzüge. Einer der sächsischen Grafen hebt die Hand und ruft: ‚Zu spät, Weking! Wir brauchen Ruhe, nicht Aufruhr im verstörten Land.‘

Widukind wendet den Kopf und sieht die *fränkischen* Tausendschaften und dabei Warins Sachsen anreiten; eine ungeheure Hand hebt ihn von dem hohen Felsen, auf dem er eben noch gestanden, und schmettert ihn in den Abgrund.

Wie der Blitz springt Wulf aus dem Sattel, reicht ihm das Schwert, und wieder auf den Gaul.

‚Nichts ist zu spät!‘ ruft Weking schallend aus und reißt den Schimmel mit prachtvollem Schwung herum, ‚drauf, meine Brüder aus Sachsen, drauf auf den Feind!‘ Und als habe er wirklich die Tausendschaften hinter sich, sprengt er durch den rasch sich öffnenden Kreis sprachloser Bewunderer in die fränkische Flanke.

‚Ihm nach! Ihm nach!‘ schreit Emming mit markerschütterndem Ton, ‚rettet Sachsen, Brüder! Helft dem Herzog!‘ Und die es hörten, vergessen den Aufschrei bis an ihr Ende nicht, denn noch einmal ist durch die ungemeine Geistesgegenwart Widukinds die Freiheit in ihre Hand gegeben. Wohl an zweihundert Reiter folgen ihm mitgerissen, der erste feindliche Zug wird überritten, und die Franken, des fürchterlichen Schimmelreiters gewahr werdend, knäulen sich in völliger Überraschung und ratlosem Entsetzen über diese niederträchtige Falle wirr durcheinander. Wie der mähende Tod braust Weking an Warins Heeresspitze vorüber. Warin kann es nicht anders deuten, als daß seine Anschläge mißglückt und seine Anhänger auch auf seiten Wekings seien. Über die Mähne gebückt flüchtet er hinter seine Reiter, die ebenfalls, kopflos und geblendet von Wekings Erscheinung, nicht wissen, was geschehen und an ihnen zu tun ist.

‚Drauf!‘ schreit Weking sie an und weist mit dem Schwert auf die Franken, ‚Sachsen der Sieg!‘ Und wie der Gott des Krieges rast er an der Spitze seiner Getreuen abermals in den Feind. Aus vollen Lungen brüllt sein Fähnlein: ‚Heil Weking! Sachsen der Sieg!‘ Und die Leute Warins werden getäuscht und schließen sich in großer Zahl dem alten Führer an. Das Durcheinander ist unbeschreiblich, keiner auf dem Feld weiß genau, woran er ist; von den Franken fallen viele unter den Schwertern derer, die eben noch freundlich mit ihnen geritten waren, und es dauert eine ganze Weile, bis sich der Wirrwarr löst. Da zeigt es sich, daß der Verräter, Lauen, Ungläubigen zu viele sind, daß die Begeisterung, die alle Guten mitreißt, zu wenig Gute traf, und daß die sächsische Sache aus sächsischem Herzen heraus verloren wird. Warin läßt sich nicht blicken, aber seine Boten reiten eilig über das Feld und schreien die Wahrheit aus, daß die Empörer gefesselt und Weking mit zwei Dutzend Leuten ein tolles Spiel treibe.

Nun kommen Weking die Luchsohren zustatten, er fühlt, jetzt erst ist der Streit verloren, und den Tod im Herzen lenkt er das Getümmel um sich herum abseits. Bis zu diesem Augenblick glaubt Wulf, das Wunder aller Wunder sei geschehen, und nun bricht der Himmel über ihm zusammen, als er zurückblickt und Sachsen und Franken bereits im Verein gegen die letzte kämpfende Truppe anstürmen sieht.

‚Mir nach!‘ ruft Weking zum letztenmal und jagt den Hengst durch die feindliche Sperre in das freie Feld.“ — Soweit der von Unwahrscheinlichkeiten strotzende Bericht!

Nur das Wichtigste aus dieser Schilderung will ich herausstellen. Wittekind (Weking) findet also das unter Emmings Führung stehende Heer der Freiheitskämpfer *gefesselt mit Ketten und Stricken* im Lager des Landesverräters Warin vor! Es kann kein Zweifel darüber sein: die zum Aufstande gegen das Frankenjoch gewonnenen entschlossenen Sachsen sind nicht vom Feinde überwältigt und gefesselt, sondern von ihren eigenen, den Freiheitskampf ablehnenden Volksgenossen. Sie sollen an die Franken ausgeliefert werden. Sie sind auch tatsächlich ausgeliefert und in Verden hingeschlachtet.

Das Motiv ist weder ein sonstiges Zerwürfnis mit den kampfbereiten Volksgenossen, noch Zufriedenheit mit dem Joch der Fremdherrschaft oder gar Begeisterung für den verhaßten Führer Warin. — Es ist ausschließlich das, was (in Abwesenheit Warins) die *mitschuldigen Edelleute* sagen: „*wir brauchen Ruhe, nicht Aufruhr im verstörten Land!*“ Jansen beschreibt sie als die müden, glaubenslosen, lauen und

abwartenden Leute im Lande. Sie aber sind es — nach Jansen — gewesen, die die Freiheitskämpfer in zweifellos furchtbarem, blutigem Kampfe bezwungen, entwaffnet und gefesselt haben, um sie dem *von ihnen selbst gehaßten* Feinde auf Gnade und Ungnade anzubieten!! Ein ganz unmöglicher Gedanke!

Es liegt schon, rein äußerlich militärisch angesehen, das Bedenken vor, ob es überhaupt als möglich angenommen werden darf, daß das ganze Emmingsche Heer von dem zahlenmäßig kaum stärkeren Warinschen Heere gefesselt werden konnte. Nach einer Kapitulation infolge Einsicht der Unterlegenheit hätte es ja keiner Fesselung bedurft, weil sich Entwaffnete auch ohne Fesselung führen lassen; — wo aber Fesselung notwendig ist, kann sie nur von sehr starker Übermacht ausgeführt werden. Lassen wir jedoch einmal diese äußere Unmöglichkeit der Lage dahingestellt und beachten nur die hier *miteinander ringenden inneren Kräfte*.

Die Geschichte weiß nur allzuoft von Kämpfen Deutscher gegen Deutsche zu berichten, und den Feinden ist es allzeit, auch im Weltkriege, nur durch Hilfe germanischer Brüder oder Vettern gelungen, Niederlage und Unglück über unser Volk zu bringen. Der Motive sind es viele: Kampflust und Herrschsucht, selten Raublust, Gefolgstreue selbst im Fremddienst, Starrsinn bei Händeln, Eigenbrödelei, Wahrung der persönlichen Freiheit, Eifersucht der Herrschenden oder nach Herrschaft Trachtenden, fanatische Verfolgung eines Ideals u. a. m. —, aber nie und nimmer kann es glaubhaft gemacht werden, daß *Müdigkeit, Glaubenslosigkeit, Lauheit und Unterwerfungswilligkeit* ausgereicht haben, um ein deutsches Heer die Waffen gegen die eigenen, für die Freiheit kämpfenden Volksgenossen erheben und in einem so unerhörten Maße siegen zu lassen.

Einerlei, ob es sich um Germanen oder um irgendein anderes Volk der Welt handelt, so etwas liegt aus inneren Gründen außerhalb des Bereiches der Möglichkeit. Wenn es eine Konsequenz aus dem Einhardschen Berichte über Verden ist, so dürfen wir darin nur einen Beweis für die Lügenhaftigkeit des Berichtes erblicken.

Vervielfacht werden diese unsere Bedenken nur durch die Darstellung, daß sich das Warinsche Sachsenheer *erst* zur Fesselung der aufständischen Volksgenossen gebrauchen ließ, *dann* Wittekind zujubelt und für den Aufstand gewonnen wird und *schließlich* im Handumdrehen wieder bereit ist, die 4000 an die Franken auszuliefern. Das ist mit der besinnlichen, steifen und ausgeglichenen Sinnesart gerade des Sachsenstammes ganz unvereinbar.

Alles weitere in Jansens Erzählung steht nun unter dem Zeichen dieses unwahren, sinnwidrigen und ekelhaften Vorganges. *Eine* Irrung und Wirrung löst die andere ab. Wenn es Jansen nicht verstände, durch meisterhafte Darstellung erhebender Geschehnisse und edler Charaktere zeitweise die verfehlte Linie des Ganzen vergessen zu machen, würde man auf ein Weiterlesen verzichten.

Als *verfehlt* ist auch die *Charakterzeichnung Karls* anzusehen, selbst wenn wir uns auf westfränkischen, also französischen Standpunkt einstellen wollten. Ohne greifbare Aufweisung großer Eigenschaften steht Karl — nach Jansen — als ein in seinen Entschlüssen unsicherer und unselbständiger Mann da, mehr tändelnder Liebhaber seiner erschütternd herzlosen Frau Fastrada als Welteroberer.

Unter den prachtvollen Lichtgestalten des Buches ist *Wittekind* mit hinreißender Glut geschildert, um dann auch seinerseits in den Schattenkegel der Geschichtslüge zu geraten. Ein Glaube an die Zuverlässigkeit der Literatur des karolingischen Bekehrungszeitalters verlangt es, daß die Beziehungen zwischen dem Sachsenherzog und dem Sachsenverderber in Versöhnung ausklingen müssen.

Darauf bereitet eine Szene am Abend der unentschiedenen Schlacht bei Detmold vor,

etwa ein Jahr nach der Verdener Hinrichtung von 4500 Sachsen an einem Tage. Der tollkühne Wittekind stürmt, alles vor sich niedermähend, mitten in das Frankenheer und gelangt bis in das Zelt, wo sich der König mit dem Verräter Warin befindet. Wittekind hat das Leben beider in seiner Hand.

Es wäre besser gewesen, wenn Jansen nicht durch Erdichtung dieser Szene den Zusammenbruch der Heldenlaufbahn Wittekinds unter das Licht eines *so* grellen Scheinwerfers gesetzt hätte. Schon die auf Grund der Berichte herrschende Anschauung läßt Wittekind ein Jahr nach Verden schwach und willig werden zu Verhandlungen, zur Preisgabe seiner persönlichen Freiheit und zur Taufe, während sein Volk noch Jahre weiterkämpft. In dieser Szene wird Wittekind ganz klein. Er läßt den Peiniger seines Volkes — ein Jahr nach Verden!! — leben und gibt sich einer ausgiebigen Befriedigung seines Rachegefühls gegen den Verräter Warin hin. —

Die Erzählung von einer Art innerer Umkehr Wittekinds im Friesenlande ist bei Jansen zwar das schwächste Stück; aber äußerlich klappt nun alles bis zum Schluß. Während die Geschichtsforschung immerhin den Ausgang Wittekinds als rätselhaft und dunkel anerkennen muß, hat sich Jansen leider dafür entschieden, aus den Versöhnungsnachrichten die letzte Konsequenz zu ziehen. Das Buch schließt mit der Umarmung Karls und Wittekinds. Ich fasse zusammen:

Die Geschichtsberichte aus jener Zeit und die darauf fußende Geschichtsauffassung sind unglaubhaft. Was Jansen aus sich heraus hinzufügt, ist nur zu einem Teile geeignet, dem Stoffe zu einem erzieherischen Werte für unser Volk zu verhelfen.

Mit Bedauern müssen wir daher diese Lösung *ablehnen* und wünschen, daß bald ein Dichter erstehe, der gemäß der neuerkannten Wahrheit das Heldenhafte und Erhebende jener Jahre fruchtbar für die Gegenwart gestaltet[1]).

Das vom „Zerstörer der Heiligtümer" handelnde 17. Kapitel meines Buches „Germanische Heiligtümer" hat vielfach stürmische Zustimmung gefunden. Wenn Prof. Neckel dies Kapitel den Historikern zum Studium empfiehlt, so vermag es wohl auch dem Dichter mancherlei Fingerzeige zu bieten. Die Verdener Tat findet die einleuchtende und einwandfreie Erklärung, daß die 4500 die seit einigen Jahren in Verden zusammengebrachten Strafgefangenen und Widerspenstigen gewesen sind — Führer, Religionsdiener, Sänger und Schriftkundige, Altgläubige. Zwei Jahre später wurden dann die schauerlichen Paderborner Kapitularien mit ihrem eintönigen „morte morietur", „der soll des Todes sterben", erlassen, wodurch nachträglich der Verdener Mord zu einem gesetzlich berechtigten Verfahren erklärt wurde.

In den Vordergrund eines die Sachsenkriege behandelnden Romanes gehören die unbeugsamen Kräfte des germanischen Volkstums, die völlige Romanisierung verhindert haben und denen die Herüberrettung wertvollen Erbgutes in spätere Zeiten zu danken ist.

[1]) Auch Ernst *Wachler* ist in seiner Besprechung des Buches (Nordische Stimmen, 1932, Heft 2) nicht voll befriedigt. Er sagt: „Der Dichter läßt (wohl ein erfundener Zug) die Paladine Karls . . . in dem verschneiten Sachsenlande selbst erscheinen und bringt sie mit den sächsischen Gegnern in Berührung . . . einige Abschnitte sind im Buchmäßigen steckengeblieben . . . der Schluß ist etwas rührselig und unzulänglich . . . Wie weit das Germanische in jeder Einzelheit gespiegelt ist, sei dahingestellt." Wenn aber Wachler im ganzen zu einem freundlichen Urteile gelangen kann, so liegt das an der Verstrickung in die Verdener Geschichtslüge, mit der sich auch Wachler noch glaubt abfinden zu müssen — bis es uns gelungen sein wird, das Netz zu zerreißen.

„Würde man die Menschheit in drei Arten einteilen: in Kulturbegründer, Kulturträger und Kulturzerstörer, dann käme als Vertreter der ersten wohl nur der Arier in Frage. Von ihm stammen die Fundamente und Mauern aller menschlichen Schöpfungen. Er liefert die gewaltigen Bausteine und Pläne zu allem menschlichen Fortschritt."

Adolf Hitler

Der Gollenstein bei Blieskastel (Saar)

Die „Rheinischen Vierteljahrsblätter"(Mitteilungen des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn. Jahrg. 2, Heft 3, Juli 32) [1]) bringen einen sehr sorgfältig und klar gearbeiteten Aufsatz von Albert B e c k e r über dieses gewaltige Steindenkmal. Es erhebt sich unweit Blieskastel (Saarpfalz) auf der Höhe bei Lautzkirchen und Alschbach; 7 Meter über dem Erdboden und wohl noch 2 Meter tief in der Erde, am Boden in einer Stärke von 1,20 zu 1,50 Meter.

Nicht, daß dieser Aufsatz die Fragen löste, die sich an diesen und ähnliche Steine knüpfen: aber er zeigt, wie vielfältig die Aufgaben sind, die noch der Lösung harren, und bringt einen reichen Literaturnachweis.

Schon der Name G o l l e n s t e i n bietet Schwierigkeiten. Da wir für andere derartige Steinmäler die Bezeichnung Kunkel, Nadel, Spindel haben, liegt es nahe, auch hier nach einem Worte zu suchen, das von der Form ausgeht. Becker zieht das lateinische colus = Spinnrocken heran, das sowieso in anderer Entwicklung im Deutschen fortlebt.

Dem steht aber gegenüber, daß die Silbe „Goll" in Naturnamen der Pfalz häufiger vorkommt (Gollenberg, Gollenfels), sicher nicht von colus abzuleiten, wobei außerdem noch zu fragen, ob nicht auch in dieser zweiten Gruppe ein klanglicher Zusammenfall verschiedendeutiger Wurzeln vorgekommen ist (niedd. gole = feuchte Niederung, obd. u. nd.



Abb. 1. Der Gollenstein

[1]) Das Institut hat uns freundlichst die Druckstöcke für die Abbildungen zu diesem Bericht überlassen, wofür wir auch an dieser Stelle unseren besten Dank aussprechen. — Die Aufnahmen hat A. Löwenberg-Ludwigshafen angefertigt.

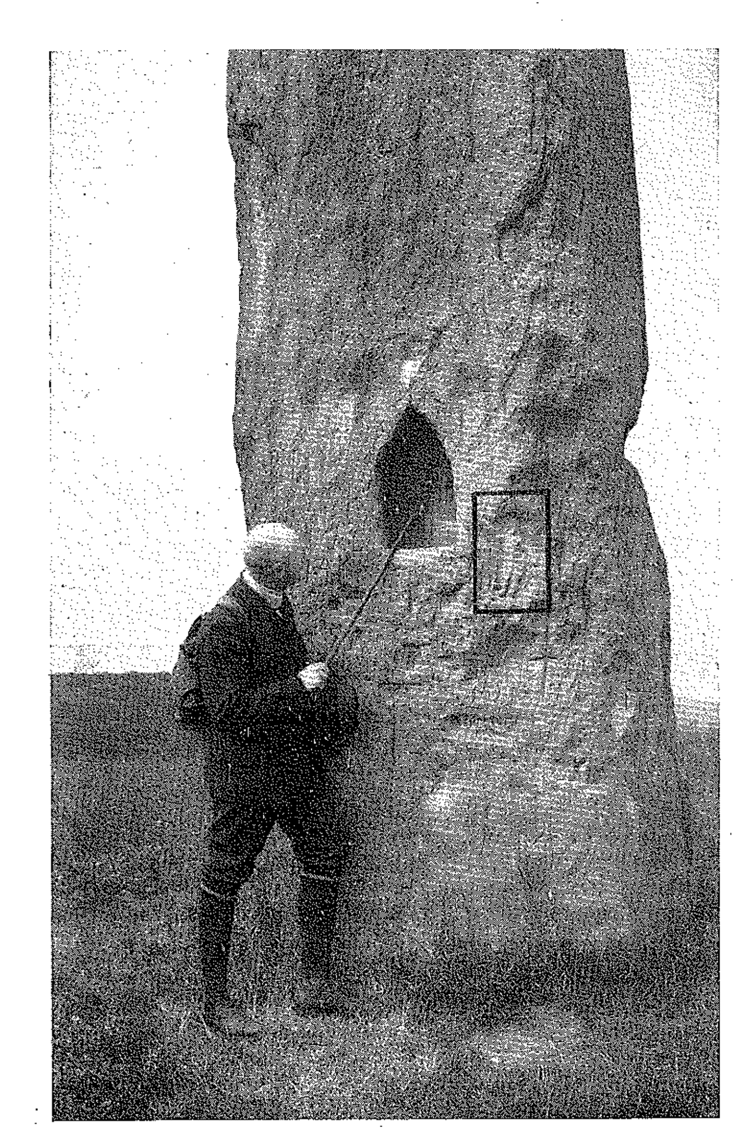


Abb. 2. Gollenstein mit Nische und Flachbild (umrahmt) 1920

Galle = nasse, quellige aber auch steinige Stelle; St. Gallus). Möglicherweise sind Flurbezeichnungen mit Goll- aber auch noch weit über die Pfalz hinaus verbreitet. Auch das wäre zu erwägen, ob „Gold" namengebend gewesen ist; es ist ja eine bekannte Tatsache, daß so gebildete Namen an Fluren usw. haften, die vorgeschichtliche Bedeutung haben. Schließlich erwähnt B. noch die Möglichkeit, daß der Name Gollenstein mit einer Wurzel gul zusammenhängt, die das Emporsprießen und Wachsen bezeichnet. Dazu möchten wir noch bemerken, daß man von dieser Wurzel aus aber auch zum Begriff kultische Freudenfeier kommen kann. Um dem nachzugehen, wäre nötig festzustellen, ob an solchen Steinen noch heute Feste, insbesondere Frühlingsfeste, gefeiert werden oder früher gefeiert worden sind. — Buck (Oberdeutsches Flurnamenbuch, 2. Aufl. 1931, S. 80), erwähnt, leider ohne Ortsangabe, die Flurbezeichnung „Beim steinernen Gaul", die möglicherweise auch hierherzuziehen ist.

Was den Ursprung dieser Art Steine angeht, so schreibt B. sie dem Kreise der Megalithkultur (jüngere Steinzeit) zu, wobei aber die Beziehungen zum Westen und zum Niederdeutschland noch nicht geklärt sind. Eine kartographische Zusammenstellung aller mit älteren oder jüngeren Monolithen zusammenhängenden Örtlichkeiten würde sicher für die Klärung förderlich sein. Aber diese Aufnahme dürfte sich nicht auf den deutschen Südwesten beschränken. Denn — Heft 7 „Germanien" (S. 213) zeigt das schon — diese Steindenkmäler haben in Deutschland eine weitere Verbreitung, wenn auch die südwestdeutschen am bekanntesten sind.

Nicht geklärt ist auch bis heute der Zweck dieser Steine. Daß eine Reihe von ihnen einmal Grenzsteine gewesen sind, steht fest. Es bleibt aber fraglich, ob sie diese Bestimmung erst in frühgeschichtlicher Zeit erhalten haben; auch die Grenze ist ursprünglich etwas Heiliges, ebenso die Zeitmessung, der einige Steine gedient haben können. Dem Kult aber haben die Denkmäler sicher gedient — unklar ist nur die Art —, dafür spricht, daß später eine große Anzahl mit christlichen Symbolen versehen worden sind (das Bild am Gollenstein geht vielleicht schon auf vorchristliche Zeiten zurück). Wesentlich ist der

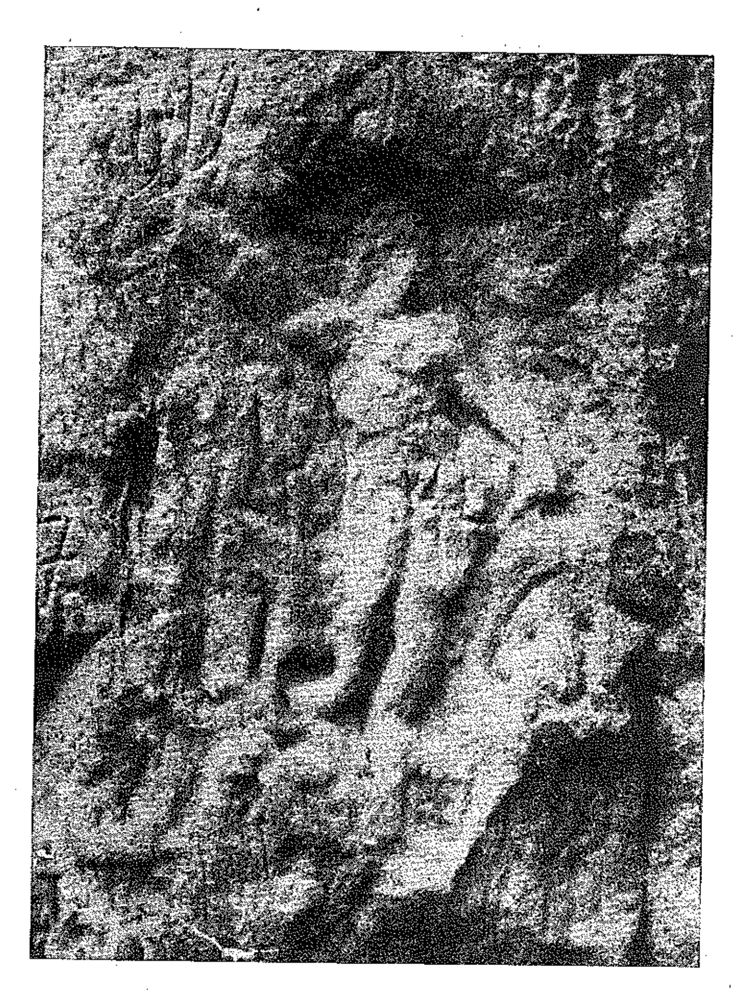


Abb. 3. Das Steinbild am Gollenstein

Hinweis, daß bis zum Jahre 1000 der Steinkult immer wieder verboten werden mußte: „Auf dem Konzil zu Tours 567 wurde den Steinanbetern der Eintritt in christliche Kirchen untersagt, 678 erging auf dem Konzil zu Nantes der Befehl, die Menhire umzustoßen und an ihrer Stelle christliche Kapellen zu errichten; 789 verbot Karl der Große die Anbetung der Steinsäulen. Möglicherweise klingt in manchem unserer Frühlingsgebräuche die Erinnerung an die Christianisierung jener Steinsäulen fort." Beweise für die alte Heiligkeit der Steine. Sehr erfreulich ist, daß der Verfasser nicht an eine grob materielle Steinverehrung denkt; er schließt seine Arbeit: „Wie dem Menschen der Vorzeit an den Steinmalen zuerst das Bewußtsein des Heiligen aufging, so wird auch uns, denen alles Irdische nur Gleichnis ist, die Natur Führerin zum Überweltlichen und des Gollensteins ragendes Mal Wegweiser zum Urphänomen aller Religionen: ‚Auf den Höhen, da ist der Gott!' Er wohnt ‚auf den Bergen, von denen uns Hilfe kommt!'".

Pfälzer Sonnenverehrung

Von Prof. Dr. Albert Becker

Unweit der pfälzischen Badestadt Dürkheim an der Haardt liegt eine hohe Felswand, die heute unter dem Namen „Brunholdisstuhl" bekannt ist. Der Name ist zwar nicht unumstritten und erscheint ebenso in der Form Brunoldesstuol — der allerdings weiter südlich liegen soll — wie als Krummholzerstuhl, der vielleicht an einen Familiennamen oder an dort haftende Holzberechtigung der Krummholzer oder Wagner erinnert. Aber wir haben doch ein Recht an die Königin Brünhild der Nibelungensage auch hier zu denken, wenn wir ihren Namen auch sonstwo im Volksglauben und Naturnamenschatz weiterleben sehen. Nicht allzuweit vom Wormser Nibelungenland finden wir auf dem Feldberg im Taunus ein Brunhildenbett (urkundlich erwähnt 1043); einen Brunhildenstein (812) in der Nähe von Wörsdorf („Hohe Kanzel") nördlich von Wiesbaden; in Wormser Urkunden von 1141 und 1355 eine Brunihiltwisi und möglicherweise einen Brunhiltegraben. Weiter ab vom Nibelungenland kennt man eine Pierre Brunehaut im Felde bei Tournai. So darf man wohl auch an dem Namen „Brunholdisstuhl" für jenen Felsen bei Bad Dürkheim festhalten und daraus vielleicht die Erkenntnis schöpfen, daß das Motiv von Brünhilds Zauberschlaf und Erlösung, die Gestalt der schlafenden Kampfjungfrau auf der Felsenburg und die Erweckungssage gerade hier um Rhein und Main schon vor der dichterischen Festlegung der Epen volkstümlich war und vom 9.—12. Jahrhundert die Naturnamengebung beeinflußt hat. Eine weitere Stütze findet diese Annahme in Namen wie Kremheldenstein (Monolith bei Heiligenmoschel in der Nordpfalz 1490) oder Criemildespil (Monolith unweit St. Ingbert 1354) [1].

Aber die Geschichte unseres Dürkheimer Brunholdisstuhls reicht noch viel weiter zurück, in die Zeit, da hier am Rhein die Römer saßen. Das Buntsandsteinmassiv des Brunholdisstuhls wird von einer Reihe rechtwinkelig aneinanderstoßender, senkrecht abfallender Felswände gebildet. Die Höhe des Hauptfelsens, soweit er freigelegt ist, beträgt 16 Meter. Es handelt sich, wie Friedrich Sprater nachgewiesen hat, um einen römischen Steinbruch (wie wohl auch bei dem Teufelstein bei Frankelbach); vorrömische Zeit komme für die Benützung des Steinbruchs nicht in Frage, da die an den Felsen erkennbare Technik Werkzeuge voraussetze, die in vorrömischer Zeit noch unbekannt gewesen seien (Abb. 1).

[1]) Über den Brunholdisstuhl und sein Schrifttum vgl. F. Sprater — A. Becker im Pfälzischen Museum 1917 (auch Sonderdruck); H. Naumann im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens I 1670. A. Becker in der Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde 1926, 136.

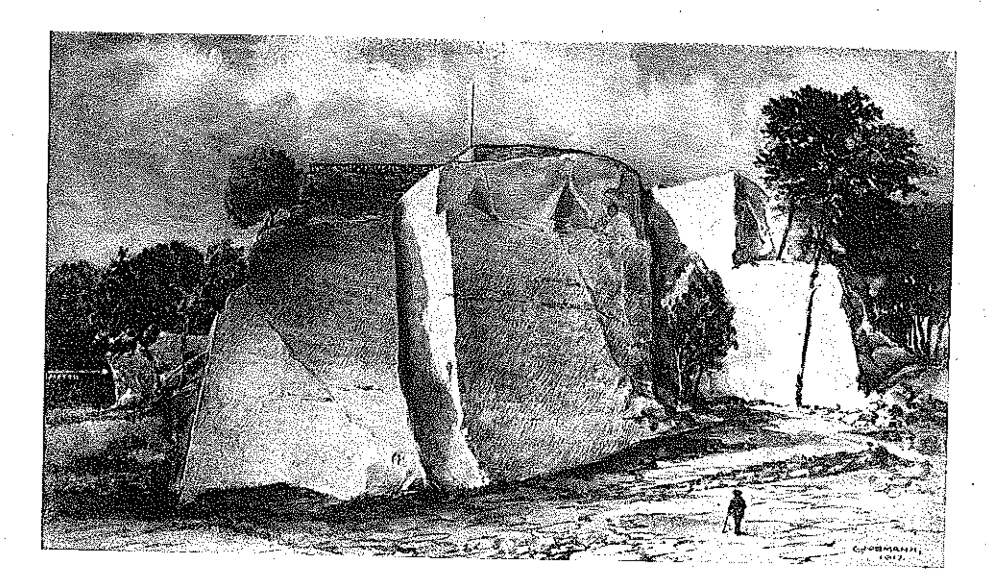


Abb. 1. Brunholdisstuhl bei Bad Dürkheim

Was für uns Volkskundler die Stätte so besonders reizvoll macht, das sind die an der Felswand eingehauenen *Bilder* und *Zeichen*, die keinen Zweifel darüber lassen, daß man in römischer und vielleicht auch schon vorrömischer Zeit dem *Sonnengott* zu Ehren hier wohl Feiern veranstaltete, die bis in unsere Tage herein fortklingen. Die an den Felswänden angebrachten Bilder stellen eine menschliche Figur dar, ferner vier Pferdefiguren und drei Räder, teils mit teils ohne sie haltenden Stab. Alle diese Sinnbilder aber sprechen für einen einst hier geübten *Sonnenkult*. In der menschlichen Gestalt darf man wohl einen heimischen Licht- und Sonnengott erkennen, der in römischer Zeit hier die Form Jupiters angenommen haben mag; Pferde und Räder aber treten ergänzend und bestätigend in den *Sonnenkultkreis*, der diese alte Pfälzer Stätte der Verehrung umschließt (Abb. 2 u. 3).

Wenn irgendwo, so hat man ja dort an den sonnigen Hängen der rebenumkränzten Haardt Recht und Pflicht der licht- und wärmespendenden Sonne zu huldigen. Es ist das Stückchen deutscher Erde, wo der Frühling mit am frühesten in ganz Mitteleuropa Einkehr

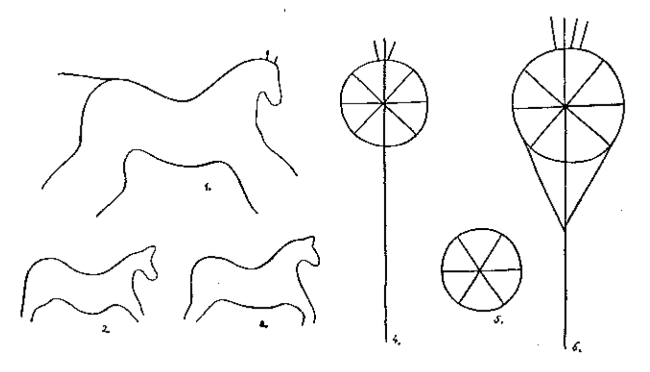


Abb. 2. Sonnenkultsymbole vom Brunholdisstuhl

hält, wo man noch heute auf Sonntag *Lätare* den Winter verjagt und den Sommer einholt.

Ri ra ro, der Sommertag ist do!

So schallt es aus Kindermund auf diesen „*Sommertag*" hinaus ins Pfälzer Land. Stolz und froh tragen die Kleinen ihren Sommertagsstab umher, der mit Brezeln und Bändern, Eiern und frischem Grün geschmückt ist: die Sonnenradzeichnungen vom Brunholdisstuhl scheinen da lebendig geworden zu sein [1]).

Aber noch vor dem „Sommertag" erwachte einst an jenem Brunholdisstuhl Brauch und Sitte. Auf *Fastnacht* schon belustigte sich die Jugend Dürkheims dort an einem „Freudenfeuer". Was der pfälzische Geschichtsschreiber J. G. Lehmann hier aus dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts berichtet, ist als der verblaßte Rest eines einst weithin geübten, gehaltvolleren Frühlingsbrauches anzusehen, von dem uns die Chronik des von F. Behn jüngst wiederaufgedeckten Klosters *Lorsch* an der Bergstraße schon aus dem Jahre 1090 erzählt: die Ursache des Brandes, der Kirche und Kloster zum großen Teil vernichtete, war eine brennende *Holzscheibe*, die man am Tag der Frühjahrs-Tag- und Nachtgleiche in volkstümlichem Brauch emporgeschleudert hatte.

Dies *Scheibenwerfen* oder *Scheibenschlagen* in der Fastenzeit ist eine uralte, heute noch im schwäbisch-alemannischen Gebiet, früher aber auch weiter nördlich über Franken hin verbreitete Volkssitte.

Nach dem Zeugnis des Johannes *Bohemus* Aubanus (J. Böhm aus Aub an der Tauber) aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts erzählt Sebastian *Franck* in seiner

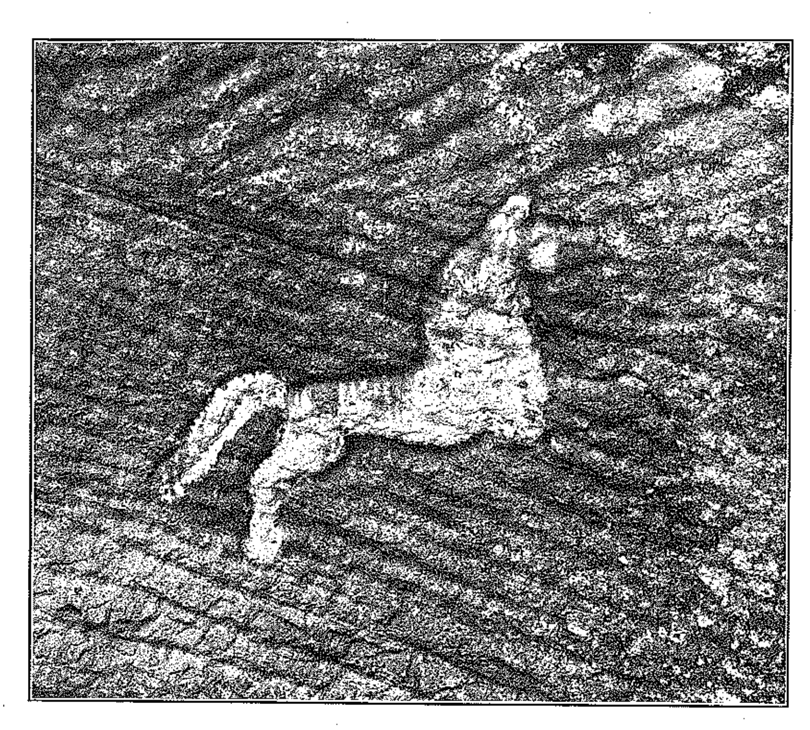


Abb. 3. Sonnenroß am Brunholdisstuhl

[1]) A. *Becker*, Sommertag (1931); *ders.*, Pfälzer Volkskunde (1925) 303 ff.

„Wahrhaftigen Beschreibung aller Teile der Welt“ von dem dem *Scheibenschlagen* ähnlichen *Radtreiben*: „Zu Mitterfasten flechten sie ein alt Wagenrad voller Stroh, tragen's auf einen hohen, jähen Berg, haben darauf den ganzen Tag ein guten Mut, mit vielerlei Kurzweil, Singen, Springen, Tanzen, Geradigkeit und anderer Abenteuer, um die Vesperzeit zünden sie das Rad an und lassen's mit vollem Lauf ins Tal laufen, das gleich anzusehen ist, als ob die Sonne vom Himmel lief.“ Dieser Vorgang, schon an sich ein Stück Poesie, wird noch von gesprochener Dichtung begleitet; so sang man früher den Reim dazu:

Liebe, liebe Sonne,
Butter in die Tonne
Mehl in den Sack!
Schließ das Tor des Himmels auf!
Liebe Sonne, komm heraus!

Die Sitte war einst auch hier in der *Pfalz* am Rhein bekannt, so im *Lautertal*, weiter an der *Mosel* und *Saar*; sonst hätte so manche Kirchenordnung des 16. und 17. Jahrhunderts nicht schon dergleichen „Gauckelwerck“ zu verbieten brauchen. Es ist wohl eine Folge kalvinistischer Strenge, wenn wir in der Pfalz heute weiterhin nicht mehr kennen, was im benachbarten Badener- und Schwabenland noch oder wieder am ersten Sonntag der Fastenzeit (Invocavit, Alte Fastnacht), dem „*Funkensonntag*“, als sinniger Brauch geübt wird.

Mit dem *Scheibentreiben* verbunden ist das Anzünden von großen *Strohfeuern*, an denen man Rad und Scheibe anbrennt. Diese Feuer sind noch heute verbreitet[1]) auch da, wo man vom Scheibenschlagen nichts mehr weiß; vom Scheibentreiben früherer Zeiten ist wohl auch an jenem Fels bei Bad Dürkheim das heute gleichfalls vergessene Fastenfeuer vor hundert Jahren noch übrig gewesen. Dort, wo wir das — in der Pfalz (*Lautertal*) vor einigen Jahrzehnten noch übliche — Radtreiben auch nicht mehr finden, wird vielleicht noch eine Strohpuppe („der Mann“, sonst „die Hexe“, „der Winter“) in dem Strohfeuer verbrannt, so in mancher Gegend der Pfalz. Um das Feuer tanzen und jubeln Burschen und Mädchen; dabei schwingen jene wohl auch brennende Fackeln. Die gleichen oder ähnliche Sitten knüpfen sich anderwärts an die Osterzeit oder den Johannistag[2]).

Um solcherlei Bräuche zu verstehen, muß man sich in die Seele des Landmanns versetzen: er ist mit seiner sauren Arbeit von des Himmels Gunst abhängig, an des Wetters glücklichen Verlauf und der Felder üppiges Grünen gebunden. Die Kraft der Übelabwehr und des Schutzes gegen alle ihm feindlichen Mächte besitzt aber vor allem das *Licht* und das *Feuer*, der *Himmelssonne* irdischer Widerschein. Und wie man die bösen Geister durch brennende Räder und Scheiben vertreibt, so werden die guten Geister des Wachstums geweckt und Fruchtbarkeit und Segen gesichert.

Aus der reinigenden, übelabwehrenden Kraft des Feuers erklärt sich auch schon das *Fastnachtsfeuer* auf dem *Brunholdisstuhl* bei Bad Dürkheim. Aber zu dieser Auffassung tritt noch eine andere: *Räder* und *Scheiben* sind schon in alter Zeit Abbild der *Sonne*, das Rollen der Räder und Werfen der Scheiben gilt als ein *Fruchtbarkeitszauber*, der die Saaten hervorlockt. Durch eine Art Ähnlichkeitszauber kommt man der Sonne zu Hilfe; nach urtümlichem Glauben zwingt man das Urbild zu tun, was mit dem Abbild geschehen.

Der Glaube an die übelwehrende Kraft des Feuers entsprang dabei auch vielleicht praktischer Erfahrung. Wie das Feuer des Holzstoßes lehrte, daß die Flamme die Luft von

[1]) Vgl. E. *Christmann* in der Zeitschrift für Volkskunde N. F. 111 48 ff. zu den hier nur angedeuteten Pfälzer Jahresfeuern, auf die dort näher eingegangen ist.
[2]) Dazu K. *Wehrhan* in Germanien 1933, 129 ff; ebd. auch M. *Wieser*, S. 167 ff.

schädlichen Stoffen reinigt; wie man noch in unseren Tagen durch Feuer Krankheiten zu vertreiben sucht, so gingen unsere Vorfahren mit einem Feuerbrand um den neuerworbenen Grund und Boden herum; so entstand bei Seuchen oder ansteckenden Krankheiten das *Notfeuer* oder *Räderschieben*, wie es auch genannt wird, gegen das als einen heidnischen Brauch sich schon die Synoden des 8. Jahrhunderts ohne Erfolg wandten. Es wurde ursprünglich entfacht, wenn Volksseuchen ausgebrochen waren, und zwar auf Beschluß und mit Hilfe der ganzen Gemeinde. Wie das geschah, schildert uns eingehend der bekannte Zweibrücker Botaniker und Pfarrer von Hornbach Hieronymus Bock gen. Tragus (1498—1554) in seiner „Teutschen Speißkammer“ (Anhang zum „Kräuterbuch“, neu 1580) 6: „So haben etliche der Teutschen, sonderlich im *Wazgaw*, ein solchen glauben und Zuversicht, sobald ein Vihesterben einher felt, vermöge dasselbig durch kein ander mittel abgeschafft werden, es werde dann ein *Notfewr* angezogen, das bringen sie auß dürrem Eichen Holtz mit großem Nothgezwang einer Stangen zuwegen, dieselbig muß man auff dem dürren Eichen Holtz mit Gewalt, wie ein Schleiffstein, herunter treiben, und ist solche Stang auff beiden Seitten der understen Höltzer mit Ketten angebunden, das sie keines wegs mag weichen. Und so man gemelte gebundene Stang ein Zeitlang mit Arbeit umbtreibet, so kommt nach viler Bewegung erstmals ein große Hitz, nach der Hitz folget ein Rauch, und nach dem Rauch entzündet sich das Notfewr, das empfahet man mit Andacht und großer Reverentz in Zunder und anders. Auff solche gezwungen Notfewr seind etliche Jungfrawen bloßes Leibs mit etlichen Ceremonien ordniert und bestellt, tragen bloße Schwerter in ihren Händen, darzu sprechen sie ihre Reimen und Sprüch. Alsbald dernach würdt ein großes Fewr angezündet mit vilem Holtz, zu Stund treibet man das Vihe mit Ernst und Andacht durch das errungen Notfewr, guter Hoffnung und Zuversicht, der Unfall und Vihesterben soll dadurch gewendet werden.“ Auch in seinem „Kräuterbuch“ (1572, 348b) spricht sich Bock über die Westricher Notfeuer aus.

Mit dem *Wasgau* meint Bock den *Westrich*, das deutsche Grenzland um *Saar* und *Nahe*, dem das *Notfeuer* in der geschilderten Form eigen gewesen ist. Mag der Name Notfeuer auch verschieden erklärt werden, so darf man doch an die Ableitung von hniutan ahd. schlagen, stoßen denken und in einer Anlehnung an das heutige „Not“ auch eine volkstümliche Deutung sehen, die bei Bock durchzuschimmern scheint, wenn er von „gezwungen“, „Nothgezwang“, „mit Gewalt“ u. a. spricht; offenbar erschien ihm da das Notfeuer als ein durch die Not gebotenes, auf urtümliche Weise zu erzwingendes Feuer. Das Notfeuer ist ja uralt und ist bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts weit verbreitet. Von pfälzischen Zeugnissen erwähne ich noch den Flurnamen „Notfauer“ und ähnliche; auch die alten Vulcanalia, von denen der Westrichapostel *Pirminius* berichtet, darf man mit Vorbehalt in diesem Zusammenhang erwähnen.

Unsere *Jahresfeuer*, wie das am Johannisabend, das Martinsfeuer, die Fastenfeuer, die Osterfeuer, sind alle dem Notfeuer eng verwandt. Noch klingt es in dem früher nur durch Reibung von Holz, mit Feuerstein oder Brennglas entzündeten kirchlichen Karsamstagsfeuer nach; mitunter muß auch das Johannisfeuer auf jene urtümliche Weise angezündet werden. Auch das Jahresfeuer mit seiner segnenden Kraft ist ein Sonnenzauber und damit ein Fruchtbarkeitsbrauch. Als solchen bezeichnen aber auch die besonderen Begleiterscheinungen das Westricher *Notfeuer*: die dabei sonst mitwirkenden kultisch reinen Knaben und Mädchen, der Ausschluß der Frauen, der unter Aufsagen von Sprüchen und Reimen aufgeführte *Schwertertanz*, die mitgeführten Waffen sollen die zauberische Wirkung des in religiöse Stimmung getauchten Notfeuers erhöhen. Es ist ohne Zweifel seinem Gehalt und seiner Bedeutung nach ein Stück urtümlicher Volksreligion, in dem höher entwickelte Religiosität eben nur einen Aberglauben zu erkennen vermag.

Das *Notfeuer* — und deshalb gingen wir näher darauf ein — lehrt uns aber auch am besten den mythischen Zusammenhang des *Feuers* mit der *Sonne*. Die heilende

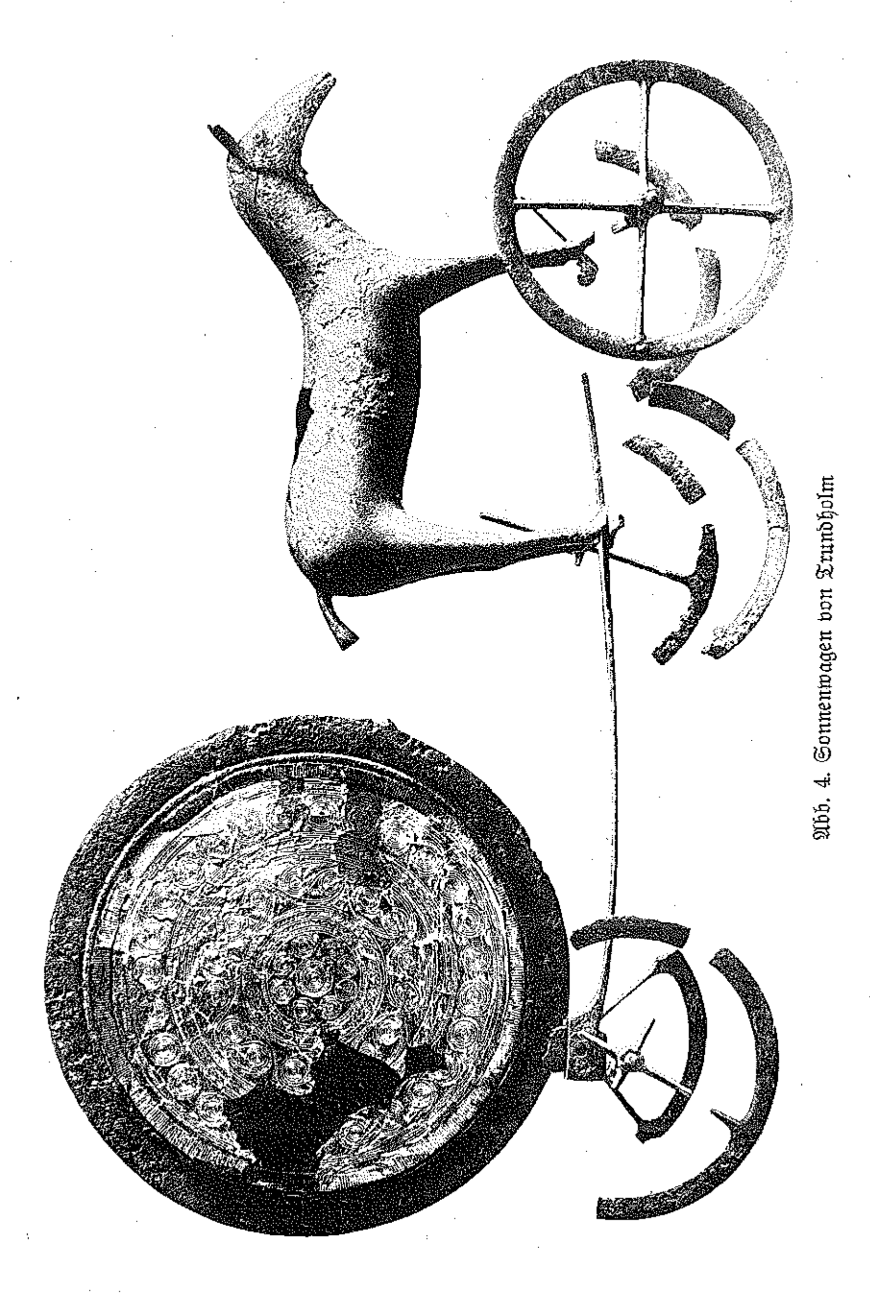


Abb. 4. Sonnenwagen von Trundholm

und stärkende Kraft, die man der Sonne zuschrieb, schien dahin; durch das zauberkräftige Neufeuer mußte ihr junge Kraft zugeführt werden. Und aus diesem Gedanken heraus entwickelten sich vielleicht die regelmäßigen Johannisfeuer wie andere Jahresfeuer, die einer Verseuchung vorbeugen sollten. Das irdische Feuer und das Sonnenfeuer sind ja nach der Auffassung des Naturmenschen ein und dasselbe. Und die licht- und lebenspendende Sonne hat nur ein irdisches Abbild, das Feuer, ein Wunder für den urtümlichen Menschen. Nun ist es bei fast allen Völkern zu beobachten, daß man durch bildliche oder körperhafte Darstellung gewisser Gegenstände die Urbilder selbst zauberisch in den Bannkreis seines Willens zieht. So wird die bekannte goldene Sonnenscheibe von Trund-

holm auf Seeland (Abb. 4) verständlich, die auf bronzenem Wagen von einem Pferd gezogen wird [1]); so erklären sich die zahlreichen Darstellungen des Sonnenrades, die wir schon aus der älteren Bronzezeit in skandinavischen Felszeichnungen finden; so die Darstellung des vier- und mehrspeichigen Sonnenrades, des Kreises und Doppelkreises, des Swastika, des einfachen Kreuzes, der Steinaxt; so die Sonnenräder auf Gigantenreitergruppen etwa des Fallberges bei Zabern und Jupitergigantensäulen sowie andern Denkmälern, Grabsteinen, Münzen des römischen Kolonisationsgebietes am Rhein; einer der schönsten Grabsteine des Wasserwaldes bei Zabern zeigt so dreimal das vierspeichige Sonnenrad, wie wir es ähnlich auch am Brunholdisstuhl oder an einer römischen Gesichtsurne aus Rheinzabern (Museum Speyer) finden (Abb. 5).

Wir wissen aus Cäsar, wie die alten Germanen nur das ihnen sichtbare, licht- und wärmespendende Gestirn verehrten; das große Fest, das die Skandinavier vor dem Ende der Winternacht feierten, galt der wiederkehrenden Sonne. Wie man die Sonne verehrte, das sagen uns aber auch die Verbote eben der Sonnenverehrung noch aus später Zeit. In Genf verehrte man noch im Jahre 1403 die aufgehende Sonne als ein fast menschliches Wesen, das mit der persischen Sonnengottheit Mithras verwandt zu sein scheint (vgl. auch Fußnote S. 275), jener Gottheit, die gerade auch in unserer Gegend zum gefährlichen Nebenbuhler des jungen Christentums wurde. In einer Weihnachtspredigt noch aus dem 5. Jahrhundert hat Papst Leo der Große an die Kirchengänger der St. Petersbasilika die Mahnung gerichtet, doch nicht dem emporsteigenden Sonnengotte mit geneigtem Haupte ihre Huldigung darzubringen. Und am Ausgang des italienischen Mittelalters hören wir, daß, um 1300, Giottos berühmtes Mosaikbild, das das Schiff der Kirche mit Christus und Petrus darstellte, in der Petersbasilika so angebracht sei, daß bei den nach Osten gewandten Gläubigen jeder Verdacht eines Sonnenkultes vermieden wurde. So zäh haftete die Erinnerung an die Verehrung des unbesiegten Sonnengottes in der Erinnerung noch des mittelalterlichen Menschen, ja in der Ansetzung des christlichen Weihnachtsfestes auf den Geburtstag dieses Sol invictus klingt die Erinnerung auch heute fort. Im Bereich unserer Volkskunde sind das weitverbreitete Scheibenwerfen, das Anzünden und Rollen des Sonnenrades im Vorfrühling, Gebildbrote, Schneckengebäcke zur Weihnachts- und Fastenzeit, in deren Form das alte Sonnensinnbild des glückhaften Hakenkreuzes fortlebt, Reste jenes urtümlichen Glaubens und Brauches, der unsern Altvordern einstmals als gehaltvolle religiöse Sitte erschien und heute noch immer lebendig ist; was uns heute freilich vielfach nur als Aberglaube erscheint, das war einmal bedeutungsvolle Kulthandlung.

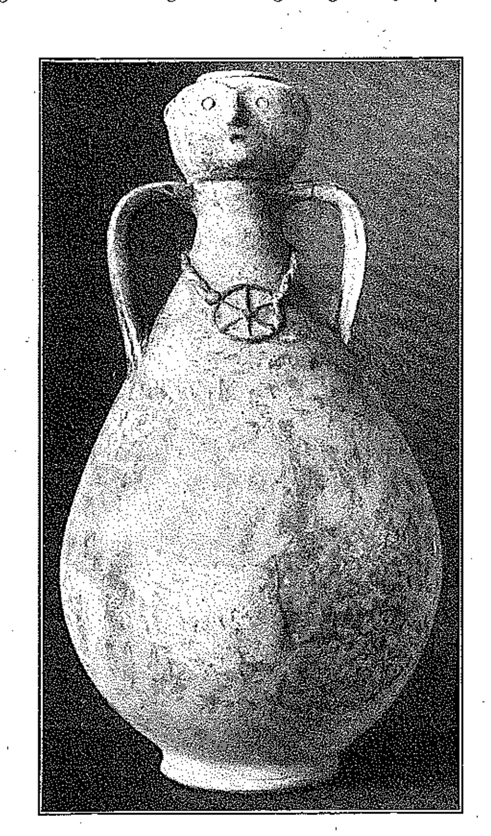


Abb. 5. Römische Gesichtsurne mit Sonnenrad (Rheinzabern)

Was aus den leider nicht überlieferten Westricher Notfeuersprüchen und Notfeuerreimen; was aus dem alemanni-

[1]) Dazu jetzt R. Hindringer, Weiheroß und Roßweihe (1932).

schen Scheibenschlagen und dem Westricher Wälzen eines feurigen Rades; aber auch was aus dem Schwerttanz der Germanen wie dem der Jungen noch heute zu Überlingen am Bodensee uns entgegenklingt, das ist stets das gleiche: in allen Fällen unterstützt der Mensch, sogar mit den Waffen, einen guten Gott, einen Heilbringer, beim Notfeuer wie im Jahresfeuer die allheilende Sonne gegen finstere Mächte, gegen Unsegen und Unfruchtbarkeit — ein Ausdruck der Sehnsucht nach Licht und Leben und Sonne, nach Segen für Mensch und Tier, Felder und Früchte, Familie und Staat.

Als ein Denkmal uralten Glaubens spricht demnach auch der „Brunholdisstuhl" mit seinen Zeichen und Figuren zu uns. Wenn das dort dargestellte Bild Jupiter bedeutet, so verbindet sich mit dem in solches römische Gewand gekleideten keltisch-germanischen Wetter- und Himmelsgott, vielleicht Taranis, die Beigabe von Roß und Sonnenrad zu dem hier nur lose gefügten Kreis germanischer Vorstellungen, der von künstlerisch geübterer Hand in den eigenartigen Jupitergigantensäulen seinen gewichtigeren Ausdruck gefunden hat. Diese Denkmäler eines fesselnden Kultes sind am Rhein, in der Pfalz, im



Abb. 6. Assyrischer Thronaltar des Tukulti-Ninurta mit achtfach geteilten Rädern auf den Stangen.

Moselgebiet, kurz in den obergermanischen Landen rechts und links vom Rhein recht eigentlich zu Hause. Der Gott, der da als bärtiger Reiter über ein schlangenfüßiges Wesen wegreitet, ist ein einheimischer Gott, ein Himmels- und Wettergott, ein Lichtgott, der hoch in die Lüfte gehoben durch die Wolken fährt. Und darauf weist auch das Rad, das Zeichen des Gottes Taranus (-is), das Sonnenrad, weist der Blitz, das Himmelsfeuer, mit dem dieser Gott bisweilen geschmückt ist. Auch an jene Lichtgottheit sei erinnert, die z. B. ein merowingischer Grabstein aus Niederdollendorf im Bonner Provinzialmuseum zeigt und die, mit dem Sonnenrad auf der Brust, das Haupt vom Strahlenkranz umgeben, wohl einen germanischen Sonnengott darstellt [1]). (Vgl. dazu auch Abb. 6.)

In solchem Umkreis will auch der Pfälzer „Brunholdisstuhl" bei Bad Dürkheim gesehen sein. Mit seinen bildlichen Darstellungen und dem Brauchtum, das sich an ihn knüpft, führt er uns das Fortleben altheimischen Wesens deutlich vor Augen. Der bloße Gang der Zeit hat dabei das Altererbte nicht zu zerstören gewußt. Schon die Romanisierung unserer Gegend hat das eigentliche heimische Volksleben im Grunde wenig berührt. Vorübergehend zurückgedrängt, ist der alte Volksglaube doch in vollem Umfange erhalten geblieben und drang auf Denkmälern auch in römischer Form und Gewandung immer wieder durch. So hat germanische Religion das Eindringen der römischen Götter wie der orientalischen Kulte mit Zähigkeit überdauert und ragt in ihren letzten Verästelungen noch weit in das Reich der Religion hinein, die das alte Erbe übernahm und in neue Formen goß. Damals, als um das Jahr 1000 eine neue Gläubigkeit im Heliand Wort ward und die Dome zu Worms, Speyer und Mainz sich zum Himmel reckten, da fiel noch ein verglimmender Schimmer von des uralten, unbesiegten Sonnengottes leuchtender Herrlichkeit auf den jungen, sieghaften „Landeswart" aus der „Bethlehemsburg", den Christkönig und sein neues Reich.

Das Haus des Toten

Holzbauten in stein- und bronzezeitlichen Grabhügeln

Von Hans Müller-Brauel, Leiter des Museums „Väterkunde", Bremen

Seit über 44 Jahren habe ich in freiwilliger Rettungsarbeit zahlreiche vorgeschichtliche Grabhügel meiner engeren Heimat untersucht. Es mögen über 200 geworden sein, an die ich in letzter Stunde ihres Daseins den Spaten setzte, um ihre Geheimnisse kennenzulernen, ihren Inhalt vor Vernichtung zu retten.

Im Jahre 1907 untersuchte ich zu Offensen im Kreise Zeven ein Hügelgräberfeld von gut 30 großen oder kleineren Hügeln, welche eingeebnet werden sollten zu Ackerland. Sie erbrachten eindeutig klare Funde der letzten Tage der jüngeren Steinzeit, — der ersten Tage der aufkommenden Bronze — zeitlich waren sie also in die Jahre 2500—2000 v. Chr. zu setzen. Die Funde waren schön, aber gerade nicht überwältigend: Steindolche und Steinpfeilspitzen in den steinzeitlichen Gräbern, ein geschäftetes Beil von Bronze und elf ganz wundervolle Pfeilspitzen in dem besten bronzezeitlichen Grabe, in anderen Gräbern einfache Bronzenadeln.

Viel wertvoller als die Fundstücke war die Bauart der Gräber. Zu Offensen stand

[1]) Literatur Anm. 1; auch E. Jung, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit (1922) 250. Dazu F. Sprater, Die Pfalz unter den Römern II (1930) 87ff. (mit Abbildungen). Für gütige Überlassung der Druckstöcke sei Herrn Museumsdirektor Dr. F. Sprater in Speyer verbindlichster Dank gesagt.

ich zum ersten Male vor einem Rätsel. Klar hoben sich im gelben Sande der Hügel dunkelbraune Flecke ab, die ersichtlich in *kreis*artiger Anordnung im Hügel standen, die weiter ersichtlich etwas umgrenzt hatten und die letzten Endes ein *Dach* getragen haben mußten. D. h., das Dach war nur zu erschließen in Gedanken, Reste davon waren nicht erhalten, denn die dunklen Erdsäulen von meist 10 cm Durchmesser verloren sich nach oben hin in den Hügeln in einer tiefdunklen ortsteinhaltigen Rinde, welche nichts mehr erkennen ließ. Über der dunklen Rinde, die sehr *hart* war, lag nur noch die übliche 30 cm dicke Verwitterungskruste, die alle unsere Grabhügel tragen.

Nach unten hin ergaben die senkrecht vorgenommenen Abschnitte, daß die dunkelbraunen Erdsäulen (die oft eine ganze Länge von 1.60—1.80 m hatten) zugespitzt waren. Sie waren also einst bei Erbauung der Grabhügel *in* die Erde eingeschlagen — denn die Untersuchung im Laboratorium des Hamburger Botanischen Museums ergab, daß die dunkelbraunen Erdsäulen einst *Holzpfähle* gewesen waren. Infolge Verwitterung dieser Pfähle war eine Umbildung in eine schwärzliche Modermasse erfolgt, der auffallende Regen mit seinem Gehalt an Eisen und Silikaten hatte einmal den durch Verwitterung entstehenden Hohlraum mit herabgespülter Erde ausgefüllt, dann aber das Ganze zu einer festen harten Säule *um*gebildet. Was einst Holz war, war nun eine runde Erdsäule, die sich manchmal in einer Länge von 60 cm herausheben und aufbewahren ließ.

So ergab sich der Rückschluß, daß die tiefschwarze Masse zuoberst, wo die Pfähle endeten, *auch* einst Holz gewesen sein müsse, — also ein Dach irgendwelcher Art. Die festgestellte Tatsache nun, daß diese Pfähle in kreisartiger Anordnung von meist 5 m Durchmesser im Hügel angeordnet waren, gab mir zunächst den Gedanken ein, ich hätte hier *Hütten* der alten vorgeschichtlichen Siedler vor mir.

An sich war dieser Gedanke richtig gewesen, aber, ich greife hier vor: es waren doch nicht Wohnhütten, sondern es war „Das *Haus* des Toten"; hervorgegangen aus dem uralten Grabgedanken, daß der Tote, gleich dem Lebenden, *sein* Haus haben müsse. Noch heute drückt sich dieser uralte Grabgedanke in der Redensart vom „letzten Haus" aus.

Ich teilte dem mir seit langen Jahren befreundeten Museumsdirektor *Schuchhardt*-Berlin meine Grabungsbeobachtungen mit. Sie waren bis dahin in Deutschland niemals gemacht und von keinem beobachtet worden, und fragte ihn, was denn mit diesen Gräbern wäre. Sch. sandte mir als Antwort ein Telegramm: „Grabungen einstellen, ich komme!". Wir haben darauf mehrere Tage miteinander zu Offensen, Godenstedt, Lavenstedt und Twistenbostel gegraben und überall an gleichgearteten Hügeln, die alle endsteinzeitlich oder frühbronzezeitlich waren, dasselbe feststellen können. Zu *Lavenstedt* gelang sogar die saubere Herauspräparierung eines *Einganges* aus Holzbalken, — in Gestalt etwa eines heutigen Weidehecks.

Schuchhardt beglückwünschte mich sehr zu meiner Entdeckung, und ich weiß noch, wie er mir auf der Heide zu Offensen auseinandersetzte, ich hätte hier die bis dahin unbekannten Urbilder der griechischen Säulenbauten gefunden. Denn steinzeitlich-germanische Völkerstämme kamen auch nach Griechenland, beherrschten es als Herrenvolk und formten in Marmor (als dem *dort* gegebenen Baumaterial) die weltberühmten Tempelbauten.

Zu *Heeslingen* ergrub ich dann zusammen mit Schuchhardt ein richtiges *Kuppelgrab*. Wir konnten einwandfrei (weil hier *gut* erhalten) feststellen, daß die Pfähle Überlagshölzer getragen hatten, welche sich kuppelartig zusammenwölbten.

Seit dem Jahre 1907 habe ich dann sehr viele Grabhügel, welche zu Ackerland eingeebnet wurden, beobachten und wenigstens teilweise (denn ich hatte damals noch keine amtliche Grabungserlaubnis) auch untersuchen können. Aber erst in jahrelanger Arbeit wurde mir die Sache völlig klar. Erst nach dem großen Kriege, als die Einebnungen alter Grabhügel ungeahnten Umfang annahmen und in den Jahren 1918—1921 mehr als

200 Grabhügel eingeebnet wurden zu Land, ich endlich amtliche Grabungserlaubnis bekam, wurde mir Bauart und Form, Entwicklungsgang und spätere Abwandlung der Bauform restlos klar. Zugleich damit die Kulturzugehörigkeit und die Herkunft des Volkes, welchem diese eigenartigen Gräber angehörten. — Ich komme darauf noch eingehender zurück. Vorerst sei kurz über den Entwicklungsgang dieser Gräber berichtet.

Die *ältesten* Formen sind *Holzeinbauten*, welche dem Toten ein „Haus" bieten: rund, mit einer sich oben zuwölbenden Kuppel, rechteckig mit flacher Balkendecke, diese zuweilen (nicht immer) mit einem *Zugang*, genau in der Art, wie sie die ältesten Megalithbauten zeigen. Diese Grabform enthält meist *mehrere* Bestattungen, — sie sind also genau wie die Megalithgräber *Geschlechter*- bzw. Familiengräber.

Die zweite Grabform dieser Gräber mit Holzeinbauten hat kein Dach mehr, sondern nur kreisartig eingeschlagene Pfähle, oft bis zu *acht* Pfahlreihen. Zuweilen stehen die äußeren und die inneren Pfahlreihen *zwei*reihig. Hier ließen sich in einzelnen Fällen Reste von *Flecht*werk nachweisen, die einst eine *Wand* gebildet hatten. Also innen eine Einhegung des eigentlichen Grabraumes, nach außen hin eine senkrechte Wand des Hügels. Dazu stimmte, daß die äußeren Pfahlreihen stets in einer Entfernung von 1.50 bis 2 m vom heutigen Außenrand standen. Als die Pfahlwand umfiel und sank, floß der Erdhügel darin auseinander, und es bildete sich die flachrunde Form, die wir heute an allen Grabhügeln sehen.

Die dritte und letzte Form ist die, daß nur noch *ein* Pfahlkranz eingeschlagen wird, oder auch nur ein halber, endlich gar nur noch einige vereinzelte Pfähle, — bis sie endlich völlig aufhören. Das kommt daher, daß sich jeder Brauch und jede alte Sitte im Zeitenlaufe wandeln und anderes an deren Stelle tritt. Hier ist es der *Steinpackungs*bau im Innern der alten Hügel, der den Grab*schutz* ersetzt.

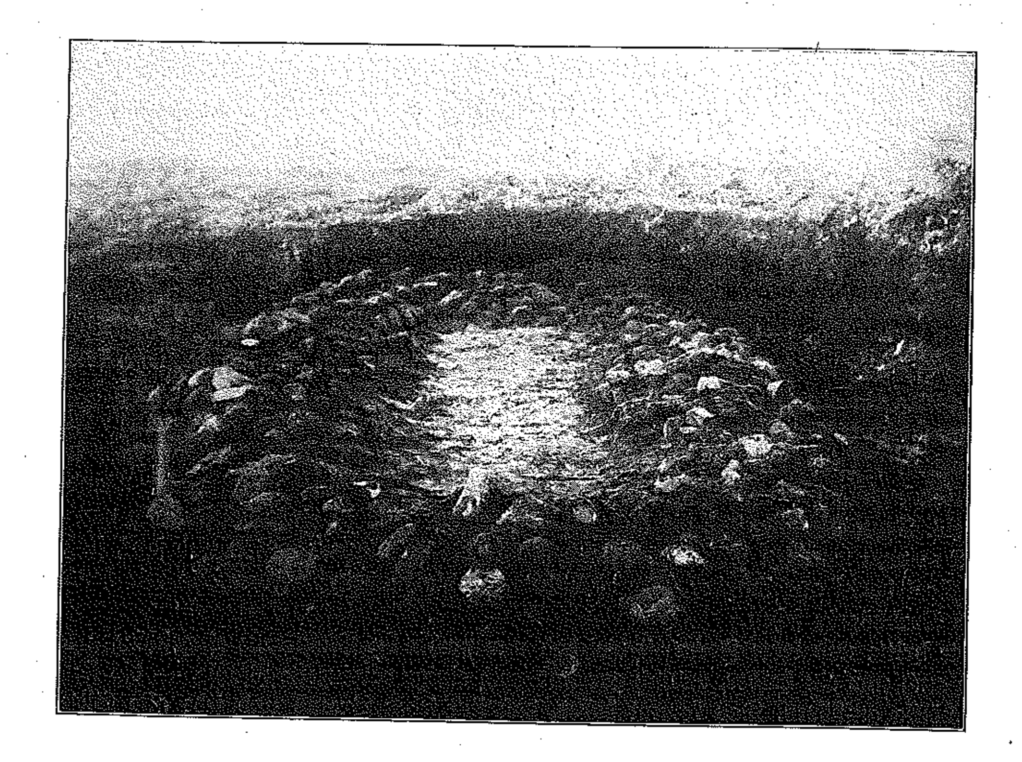
Denn die ältesten Hügel mit Holzbauten haben keinen einzigen Stein im Innern, in den ehemals hohlen Grabraum ist der *Baumsarg* gestellt, der den Toten aufnahm. Dann erhält der Baumsarg, sozusagen zur Festlegung und als Stütze, seitlich einzelne Steine. Weitere auf dem Baumsarg als Bedeckung. Endlich wird der ganze Baumsarg dicht und fest mit vielen kopf- bis eimergroßen Feldsteinen umpackt. (Abb. 1—3.)

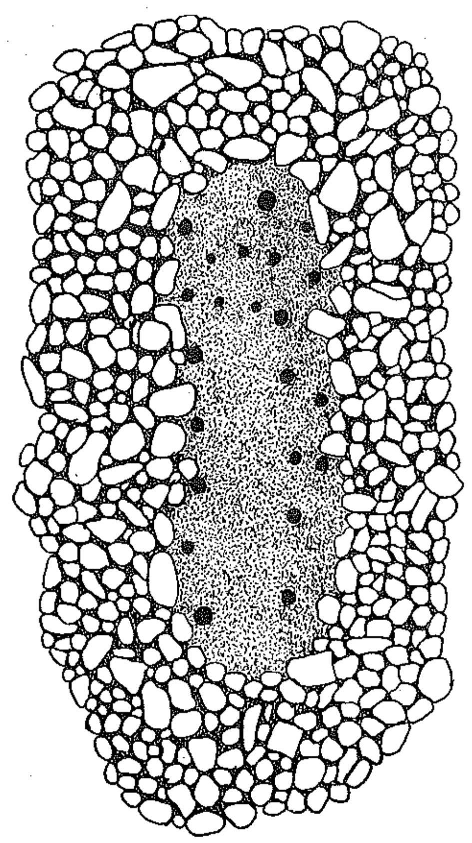
Inzwischen tritt bei uns die Verbrennung der Leichen auf, die ersten Fälle wohl um das Jahr 1800 v. Chr. Nun sehen wir, wie die unverbrannt gebliebenen Knochenreste sorgsam und pietätvoll mit Steinen bedeckt werden. Diese Bedeckung mit Steinen wird mit der Zeit dichter und zusammenhängender — aus beiden Grabarten: denen mit begrabenen und verbrannten Toten, *erwächst* das Steinpackungsgrab, welches manchmal bis zu 10 Kubikmeter Steine enthält. So war es zu Offensen, so zu Godenstedt und Lavenstedt.

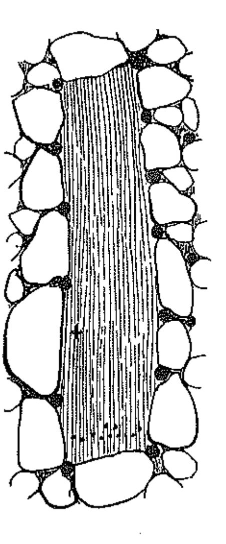
Auch in solchen, oft gewaltigen Steinpackungsgräbern, findet sich mitunter ein geschlossener Pfahlkranz, bzw. finden sich einzelne Pfähle desselben vor. Diese Pfähle sind Zeugen einer alten, mit der Zeit abkommenden Grabsitte.

Hervorzuheben ist aber noch eine Besonderheit dieser Gräber mit Holzkonstruktionen: sorgfältige Grabung ergab *genau* über dem Grabe (wie oftmals durch Hineinlegen in die Grabanlage ausprobiert werden konnte), d. h. über der Brust des Bestatteten eine Anordnung aus *vier* Pfählen, im Quadrat von 40—45 cm mit einem Mittelpfahl. Diese Pfahlordnung zeigte, wenn sie von oben waagerecht abgrabend angeschnitten wurden, mit absoluter Sicherheit das darunterliegende Grab an.

Ich sehe darin ein sogenanntes *Totenhäuschen*, welches einst aus dem Grabhügel herausragte: ein Seelenhaus für den darunterliegenden Schläfer, einen Raum, worin die ausfliegende und zurückkommende Seele *rasten* könne. Ich habe diese Anordnung mit aller Sicherheit etwa 27mal ergraben. Sie ist nicht immer nachweisbar, niemals dann, wenn die verbaute Hügelerde dunkelfarbig ist, dann sind diese Pfähle auch nur meist halb so stark wie die anderen.







Vorzeitliche Gräber
Abb. 1 (oben)
Abb. 2 (links unten)
Abb. 3 (rechts unten)
(Erl. Text nebenstehend)

Ich sagte oben, daß ich zu Anfang glaubte, wirkliche Wohnhütten ergraben zu haben. Daß der Gedanke, dem Toten „sein Haus" zu bauen, bestimmend gewesen war für die Anlage dieser Gräber, zeigte sich im Verlaufe weiterer Untersuchungen. Zu Ehestorf im Kreise Zeven ergrub ich aus einem Hügel eine ganze Gehöftanlage. Die Nachbildung mehrer Bauten — wenn man so will, Haus und Scheune.

An den Formen der gefundenen Grabbeigaben war weiterhin zu erkennen, daß die Grabhügel mit rundlicher Anordnung der Holzeinbauten die älteren waren, die rechteckigen und die Langbauten die jüngeren, — was wiederum dem Entwicklungsgang der germanischen Hausbauten und Wohnanlagen entspricht.

Soviel über Art und Bauform dieser Gräber.

Was enthielten sie an Grabbeigaben, die man in der Vorzeit dem Toten mit ins Grab zum Gebrauch in der anderen Welt gab?

Soweit die Gräber der Endsteinzeit angehörten, waren es meist die gleichen Dinge: Steinhammer, Steinbeil, einzeln oder zusammen, dazu meistens ein schön geschlagenes Messer aus Feuerstein und, und — das war stets der am freudigsten begrüßte Fund — ein mehr oder minder schöner Tonbecher in einer Ausführung, die wir Vorgeschichtler Schnurbecher nennen. Das sind schlanke vasenförmige Becher, die am oberen Rande eine Verzierung tragen. Das ungebrannte Gefäß wurde mit einer Schnur umwickelt und diese in den Ton eingedrückt.

Die vorgeschichtlichen Siedler, welche diese Keramik übten, bezeichnen wir seit Jahren als das Volk der Schnurkeramiker.

Nun ward auch die Herkunft dieses Volkes klar: sie saßen im schönen Thüringen. Dazu stimmte mehr als gut, daß in Thüringen gerade diese Gräber oftmals eine sogenannte Amphora neben den Schnurbechern enthalten; das sind weitbauchige Tongefäße mit enger Halsöffnung, welche auf der Bauchbiegung oder auch unter dem Halsansatz mehrere Henkel tragen. Von diesen Gefäßen fand ich allein im Kreise Zeven drei, ganz oder in Resten, von den Schnurbechern nicht weniger denn siebzehn, ganz oder in restlichen Scherben, wenn die Gräber von Bauern zerstört waren.

Auch in Thüringen haben wir Gräber mit „Totenhäusern" im Innern der Hügel ausgegraben, — aus Holz und aus dem dort in Platten vorhandenen Stein.

Die Durcharbeitung der ganzen reichen Literatur über schnurkeramische Gräber ergab, daß diese in ganz Nordwestdeutschland verbreitet sind, besonders in Holland, Mecklenburg, Pommern, Holstein, dann in Böhmen usw. Immer aber der gleiche Grabinhalt: Hammer, Beil, Messer, Schnurbecher, hier und dort dazu eine Amphora.

Es muß ein Volk von großer Verbreitungskraft gewesen sein, das überall diese seine

---

Zu den Abbildungen:

In dieser Gegend stehen keine gewachsenen Steine zur Verfügung. Das Grab ist daher aus Holzbohlen hergestellt und von kleinen Findlingsteinen umpackt und überdeckt. Hebt man den Erdmantel des Hügels ab, so entblößt sich zunächst ein wirrer Steinhaufen. Die Steine der Um- und Überpackung sind nach dem Verrotten der Sargbohlen in das Grab gefallen. Räumt man sie vorsichtig ab, so erhält man die Grabmulde wie Abb. 1 (= bronzezeitliche Steinpackung eines Hügelgrabes zu Offensen, Kreis Zeven) sie zeigt, mit dem Steinmaterial ringsum. Am Rande des eigentlichen Grabes, wo die Seitenbohlen standen, sind am Boden die Standspuren der kleinen Pfähle zu erkennen, die die Bohlen hielten. Abb. 2 zeigt das gleiche Grab im Grundriß. Der Sarg wurde eben nicht als fertiger Kasten in die Erde gesenkt, sondern hier erst aus dicken Bohlen hergestellt und natürlich auch mit solchen überdeckt. Im eingesunkenen Längsmittenteil standen, wie ersichtlich, Holzpfähle. Abb. 3, der Grundriß eines anderen Grabes zeigt eine mit ausgewählteren Steinen umhegte Grube, wo immer in den Zwickeln zwischen den Steinen die Pfahllöcher erscheinen. Der Bohlensarg läßt sich hier ganz genau messen, er war 2,30 Meter lang und nur 50—60 Zentimeter breit (Abb. aus Schuchhardt/Vorgeschichte von Deutschland. 1928).

Gräber hinterließ. Alle Spuren aber wiesen auf Thüringen — von dort konnte dieses Volk nur gekommen sein!

Als mir dieses klar geworden war, schrieb ich es an Schuchhardt, der zuerst Einwände hatte, dann aber in seiner deutschen Vorgeschichte darauf hinwies und die besondere Schönheit meiner Becher aus dem Kreise Zeven hervorhob.

Die Grabhügel der älteren Bronzezeit (also hier der Zeit von 2000—1700 v. Chr.) enthalten anfangs auch noch diese gleichen Schnurbecher, dann werden sie seltener, bis sie verschwinden und Ersatz in schönen Bronzen folgt. Nur zu den frühen Stufen der bronzezeitlichen Gräber finden sich keine oder nur sehr selten Beigaben. — Professor Hans Hahne-Halle hat mir aber auseinandergesetzt, daß sich in solch kühlen halboffenen Grabbauten beigegebene Bronzen nach Art und Beschaffenheit des Metalls hätten restlos auflösen müssen. So wird in vielen Fällen das Nichtvorhandensein von Bronzebeigaben hierauf zurückzuführen sein.

Die Erfahrung an weit mehr als an hundert dieser Grabhügel hat mich aber belehrt, daß auch die Beschaffenheit der Holzbauten eine zeitliche Eindatierung dieser Gräber durchaus gestattet.

In der Endzeit dieser Grabbauten dienen die Pfähle nicht mehr dazu, dem Toten sein Haus zu bauen, sondern lediglich der Sicherung des Hügels gegen Abrutsch und Auseinanderfließen. Nur selten liegen die alten Grabhügel in einer Ebene, um so häufiger dagegen auf einer natürlichen Anhöhe, meist nach Süden hin, oft nach Westen oder Osten, niemals aber auf einem Abhang, der sich nach Norden hin absenkt. Sie sind alle dem Lichte, der Sonne, zugekehrt, was somit einen bestimmten Rückschluß auf die religiöse Seite dieser Siedler gestattet.

Nun wird mir jeder zustimmen, daß die von der Sonne erwärmte Seite eines aus loser Erde aufgeworfenen Grabhügels lockerer bleibt als die der Nordseite. Infolgedessen kann der Hügel nach dieser Seite hin leichter auseinanderfließen als an der Nordseite. So sicherte man die Südseite, auch die Südostseite, durch Einschläge von Pfählen, oft in drei Reihen. (Grabungen zu Avensen-Eversdorf unweit Tostedt.)

Es erhebt sich die Frage, worin denn die Bedeutung dieser Gräberfunde für uns besteht. Im Jungpaläolithikum, in der Periode, die wir nach einem bekannten Fundorte der Dordogne-Frankreich als Periode des Aurignacien bezeichnen (nach der absoluten Zeitrechnung etwa in der Zeit um 40 000 v. Chr.), sehen wir, wie die Leute der Aurignacien-Kultur ihre bisherige Heimat verlassen. Einmal ward des Volkes so viel, daß sie in den natürlich vorhandenen Höhlen keinen Raum mehr hatten. Dann aber zog ihr hauptsächlichstes Nährtier, das Ren, dem abziehenden Eise nach gen Norden, und sie folgten ihm. Ihren Wanderweg erkennen wir mit klarster Deutlichkeit an den Steingeräten, welche sie an allen Orten, wo sie auf ihrem Wanderwege rasteten und siedelten, hinterließen.

Einer dieser Wege führt über Frankreich, Holland, Westfalen, Oldenburg zu uns. Zu Lavenstedt im Kreise Bremervörde entdeckte ich im Jahre 1909 in Nordwestdeutschland die erste Fundstelle dieser Zeit und Kultur. Heute kennen wir zwischen Elbe/Weser etwa zehn solcher Fundstellen, in Schleswig-Holstein etliche mehr — einige derselben konnte ich beim Absuchen des Geländes feststellen. Diese Siedler landen etwa bei uns rund um 15—12 000 v. Chr.

Ein anderer Weg, der den Rhein überquert, läßt sich bis ins Thüringische verfolgen. Beide dasselbe Volk — die Leute von Aurignac bzw. der Mensch von Cro-Magnon — der Mensch mit dem langen Schädel, der hohen Stirn, Eigenschaften, die heute noch typisch sind für den nordgermanischen Menschen.

In Thüringen werden diese Einwanderer im Laufe der Jahrtausende vom Jägervolke zum Ackerbauvolke. Hier kennen wir ihre Gräber und ihr körperliches Aussehen, der fette

Lehmboden Thüringens erhielt die Skelette und Schädel der darin Bestatteten in gutem Zustände. Sie haben uns die schönsten Langschädel, die wir kennen, hinterlassen, und so können wir auch nach dieser Seite hin sagen, daß es die Nachkommen der Leute von Cro-Magnon — Aurignac sind.

Die Gräber liegen unter Boden oder aber in großen Hügeln, mit Grabeinbauten, wie ich schon sagte. Diese haben nun zwar nicht die Form, welche wir vorhin als bei uns ergraben kennengelernt haben, aber der Grabgedanke ist derselbe: unter Verwendung des am meisten vorhandenen ortsgegebenen Materials, dem Plattenstein, und Holz wird dem Toten in den Hügeln seine dachförmige Grabkammer, sein Grabhaus gebaut.

Etwa um 2500 v. Chr. erleben wir in Thüringen eine Wiederholung des Auswanderungsvorgangs aus der Dordogne: ein Teil des Volkes wandert ab, irgendwo in der Welt eine neue Heimat zu suchen; ihre eigenartige Kultur, welche sie mitnehmen und in ihren Gräbern hinterlassen, läßt uns erkennen, wo überall sie hinkamen. Sehr stark war dieser Zustrom nach Holland. Hier hat Professor van Giffen-Groningen sie ergraben und in seinem meisterlichen Buche: „Die Bauart der Einzelgräber", in Wort und Bild darüber Bericht erstattet.

Weiter ist der Zustrom dieser Einwanderer sehr stark in unserer norwestdeutschen Heimat, und darum sind die Ergebnisse dieser Grabungen so wichtig für Niedersachsen.

Wie stark der Zustrom dieser Einwanderer war, beweist meine engere Heimat, der Kreis Zeven. Hier kenne ich, abgesehen von einzelnen, oder nur zu zweien und dreien liegenden Grabhügeln dieser Art nicht weniger denn zwanzig Hügelgräberfriedhöfe, welche diesen Einwanderern, dieser Kultur angehören. Sie liegen auf den Heideflächen der Dörfer Klein-Meckelsen, Freyersen, Ehestorf, Hatzte, Heeslingen, Osterheßlingen, Boitzen, Steddorf, Meinstedt, Hof Bohnste, Offensen, Brauel, Vorwerk, Godenstedt, Ostereistedt, Heppstedt, Tarmstedt, Badenstedt, Westertimbke, Wilstedt-Dipshorn und Buchholz. Es sind Hügelgräberfriedhöfe, welche jeweils 5—70 Grabhügel umfassen. Und im angrenzenden Teile des Kreises Bremervörde ist es ebenso.

Nun ließen die Grabungen an vielen Stellen dieser Fundplätze den sicheren Schluß zu, daß einmal die Gräber dieser schnurkeramischen Zuwanderer in engster Grabgemeinschaft mit den einheimischen, älteren Gräbern, den bekannten Megalithgräbern, liegen. Die Regel sogar ist die: wo ein Megalithgrab ist, also eine geheiligte Totenstätte der älteren Einwohner, schließen sich die wenig jüngeren, ja oft gleichaltrigen Hügelgräber der Schnurkeramiker an, ja oft lassen sich schnurkeramische Nachbestattungen in alten Megalithgräbern nachweisen!

Das aber ist ein ganz klarer und sicherer Beweis, daß diese Zuwanderer nicht, wie die Forschung bisher gesagt hat, als „kriegerisches, eroberndes Volk" (weil immer ausgestattet mit Hammeraxt und Beil) zu uns kommt, sondern als stammverwandtes. Daß sie ihre Toten auf den bereits vorhandenen Totenstätten betten, zeugt von völkischer Geschlossenheit.

Nach der Zahl der von diesem Volk im Kreise Zeven angefertigten Grabhügel darf geschlossen werden, daß es einen wesentlichen Anteil an der rassischen Zugehörigkeit der heute dort wohnenden Bevölkerung hat. Daß aber die heutige Bevölkerung unmittelbare Nachkommen der vorgeschichtlichen Bevölkerung sind, war mir seit langen Jahren felsenfester Glaube; wohl hat unser durchlässiger Heidesand die Erhaltung von Schädeln nur in ganz seltenen Fällen zugelassen — wir können diese also nicht vergleichen. Aber auf manchen der oben aufgezählten Hügelfriedhöfe ist das Übergehen der Kultur der Schnurkeramik in jüngere Kulturformen mit ungemeiner Deutlichkeit zu erkennen. Man kann klar sehen, wie Geräte und Waffen des neuen Metalls, der Bronze, in die alten Grabformen einziehen, wie ganz allmählich an die Stelle der Körperbestattung die Ver-

brennung der Leiche tritt, wie die längeren und größeren Gräber der Körper sich in kleinere und kürzere Urnengräber wandeln, die als Hauptgrab im Hügel auftreten und über sich noch das alte Wahrzeichen des Totenhäuschens tragen — also mit unbedingter Sicherheit noch der geschilderten Kultur angehören. Dann finden wir nachbestattete Urnengräber in den stein- und frühbronzezeitlichen Hügeln. Endlich findet sich zwischen den Hügeln ein richtiger Urnenfriedhof in ebener Erde. Form und Art der Urnen, Gräber und Beigaben lassen wieder erkennen, daß dasselbe Volk hier bestattete, d. h. die Nachkommen der schnurkeramischen Einwanderer. In den Urnenfriedhöfen der Zeit von 600 bis 400 v. Chr. finden wir die letzten Ausläufer der Holzbauten: um die eingesetzte Urne sind sieben Pfähle eingeschlagen.

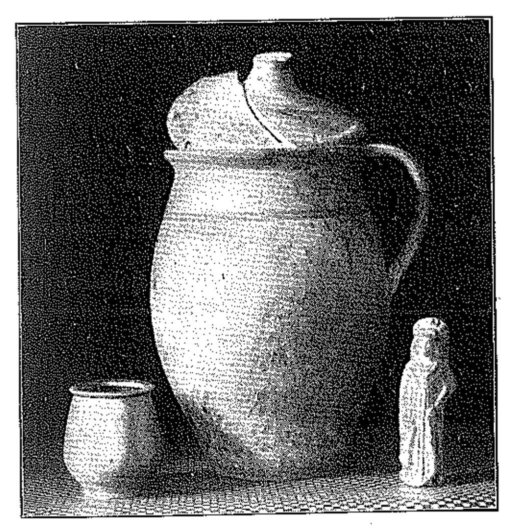
Daß aber ist wichtig für unsere Heimat, denn wir sehen, daß vom Jahre 2500 v. Chr. bis zu den Urnenfriedhöfen der Zeit um 600—400 v. Chr. immer dasselbe Volk hier bei uns sitzt. Seit dieser letzten Zeit haben wir aber nur noch einmal eine neue Zuwanderung erfahren, die der aus dem Holsteinischen kommenden Sachsen, die als Herrenschicht um 240 n. Chr. einwanderten.

Wir sehen somit, daß die Gräberforschung uns die Gewißheit gibt, daß wir in Nordwestdeutschland seit vielen Jahrtausenden in ununterbrochener Folge sitzen — auch die Stürme der Völkerwanderung sind an unserem Heimatgebiet vorübergegangen, und Verschiebungen haben nicht stattgefunden. Angesehene Fachleute (Dr. Stieren-Münster, Dr. Sprockhoff-Hannover-Mainz, Dr. Gummel-Osnabrück u. a.) haben in der Osnabrücker, der Nienburger Gegend, in Ostfriesland und sonstwo dieselben Gräber ergraben, die ich seit 25 Jahren in meiner Heimat ergrub.

Die jahrelange Beobachtung und Erforschung der Holzbauten im Innern unserer alten Grabhügel hat uns jedenfalls unerwartet wesentliche Ergebnisse für die Aufhellung eines großen Zeitraumes unserer vorgeschichtlichen Vergangenheit und der Erkenntnisse des Weges unserer Herkunft gebracht.

Schätze der Scholle

Brandopfertöpfe in schlesischen Städten. In vielen schlesischen Städten (Breslau und Liegnitz, Lauban und Görlitz usw.) hat man beim Grundgraben und bei Kellerarbeiten sogenannte Brandopfertöpfe, deren wir einige im Bilde zeigen, gefunden. Sie bestehen aus außen rohem, innen gelb- oder bräunlichglasiertem Ton. Immer aber ist ihr Deckel angeschlagen. Zum mindesten weist ihr Boden eine Öffnung auf. Diese Brandopfertöpfe baute man nach den großen mittelalterlichen Stadtbränden als eine „Opfergabe an die Hausgeister, denen man das Wohl des Hauses anempfahl“, in den Baugrund mit ein. In Liegnitz hat man in solch einem Brandopfertopfe, den man mit Hühnerbrühe oder Mehlspeise anfüllte, eine kleine Zinnkanne gefunden. Aus ihrer Meistermarke hat man die Jahreszahl ihrer Herstellung und damit zugleich die Jahresangabe feststellen können, in welcher man die Brandopfertöpfe in den Baugrund gestellt hat. Es ist dies in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts (wahrscheinlich in den Jahren zwischen 1480 und 1490) gewesen. Man meinte, daß zu nächtlicher Stunde die das Haus bewachenden Hausgeister und Hauskobolde, in deren Gestalt sich ein gewisser uralter Aberglauben offenbart, die in den Brandopfertöpfen enthaltene Flüssigkeit ausschlürften. Als Dank dafür bewahrten sie das Haus vor Feuer und anderem Unheil. In Bautzen hat man, — das deutet auf eine ganz frühe Zeit zurück —, im Baugrunde eines Hauses einen Kinderfuß gefunden. Vielleicht hat man vor Jahrtausenden sogar Menschenopfer den Hausgeistern dargebracht. An anderer Stelle begnügte man sich mit Nachahmungen von Kinderfüßen in der Gestalt kleiner gebrannter Tonschuhe. Die Brandopfertöpfe werfen in ihrer Eigenart ein seltsames Licht auf die Kultgebräuche einer früheren, längst entschwundenen Zeit. Ein seltener Fund ist die kleine Madonna



aus gebranntem weißen Ton, die rechts neben dem Brandopfertopfe steht. Ob das ein Spielzeug oder — was mir wahrscheinlicher ist — auch eine Opfergabe ist? Wer weiß?

Plüschke, Lauban.

Der „Grabfelsen“ an den Externsteinen

(Schluß aus Heft 8)

Leider ist an dieser Stelle eine weitere Grabung im Augenblick nicht möglich. Auf der ansteigenden Fläche befinden sich in einem bestimmten Abstand voneinander 6 Stufen, von denen drei besonders hervorragen. Deren erste ist 6 cm, die zweite 9, die dritte 12 cm hoch. Hier ist also wiederum eine Treppe in den Fels gehauen, die Treppe III, die allerdings außerordentlich tief gelegt ist und durch ihre nur flache Steigung völlig rätselhaft in den hinter ihr steil emporsteigenden Hügel hineinführt. Der Zweck dieser Treppe III, auf der man nicht auf die Felsenhöhe gelangen kann, ist nur schwer einzusehen, jedenfalls aber scheint die ganze nordöstliche Seitenwand (BC) nur zu dem Zweck bis zu einer solchen Tiefe abgemeißelt zu sein, damit man bequem auf der Treppe III ansteigen konnte.

Vom Felsendach selbst ist an seiner Nordostecke (Punkt B) ein Stück, das 1 m lang und ca. 40 cm tief ist, abgehauen.

Weiterhin trägt das Felsendach etwa in der Mitte seiner nordöstlichen Hälfte ein eigentümliches Zeichen, dessen Formen aus der Zeichnung hervorgehen. Dieses Zeichen ist in den Felsen hineingerissen, nicht aber nach der alten Technik gebohrt worden[1]. An der Südostecke des Felsendaches (bei Punkt C) sind weitere vier, anscheinend eingekratzte Zeichen zu erkennen.

Hieraus ergibt sich im ganzen, daß der mächtige, auf allen Seiten senkrecht abfallende Felsen einen Block bildet, der auf der südwestlichen Seite (AD) in das Massiv der Externsteine übergeht, während von der Front- (AB) sowie der nordöstlichen Seite (BC) der natürliche Fels in einer erheblichen Tiefe seitwärts herausspringt und weiter ins Erdreich abfällt. Die Treppen II und III, die an den Seitenwänden entlang laufen, führen zu der Tiefe der Frontseite herab, die, wie der sogenannte Felsensarg zeigt, im Mittelpunkt des Interesses stand.

Von der durchaus nicht bequemen Grundlage aus, die der seitwärts zu Füßen der Frontseite herausspringende Felsen bildet, trat man an den Sarg heran. Bis zu dieser Tiefe ist der Felsen benutzt worden, und das umgebende Gelände wird von hier aus noch weiter abgefallen sein, so daß die Umstehenden den Felsen von unten erblickten.

Fraglich bleibt 1. warum die Treppe I auf beiden Seiten abgemeißelt wurde, 2. warum auch die Treppe II an der nordöstlichen Seitenwand (Punkt C) abgemeißelt wurde und 3. wohin einmal die nur so wenig ansteigende Treppe III geführt haben mag?

Die Lösung dieser drei Fragen würde zweifellos das Verständnis für die weitere Einrichtung des Felsens und die Art seiner Verwendung außerordentlich fördern.

Dr. H. Reier.

[1] Vgl. H. Wirth, Das Felsengrab an den Externsteinen, Germanien, 5. Jg., S. 9—15, insbes. Abb. 6a.

Die Bücherwaage

Müller, Wilhelm, Amtsgerichtsrat in Weimar, **„Von Höxter bis Horn, ein strategischer Lösungsversuch zur Teutoburgfrage"**, Weimar, Fritz Fink, 1933. 29 S. Gr. 8°. 1.50 RM.

Der Verfasser dieser vortrefflich geschriebenen Studie scheint der erste zu sein, der die Frage nach der Örtlichkeit der Teutoburger Schlacht von ihrer strategischen Seite erfaßt. Wenn dies bisher noch niemals geschehen ist, so liegt das wohl an der falschen Voraussetzung, die heidnischen Germanen seien strategischer Überlegung unfähig gewesen — wilde Draufgänger, wie sie vermeintlich waren —, und ein bedeutender Feldherr, der dem Feinde seinen Willen aufzwingt und den Ort des Zusammentreffens selbst bestimmt, könne unter diesen Barbaren nicht aufgestanden sein. Und doch sollte schon das, was Cäsar mit den belgischen und mit überrheinischen Germanen erlebt hat, gegen diese Art, die Dinge zu sehen, skeptisch machen: ich denke an die Kriegslist des Eburonenkönigs Ambiorix, seine planvolle Befehlsführung in einem für die Römer unheilvollen Treffen, das mit dem Teutoburger Schlachtplan Ähnlichkeiten aufweist, und an die Sugambrer, die durch ihre unverzügliche Teilnahme an dem römischen Unternehmen gegen die unterlegenen Eburonen sich als harte Köpfe und im Besitze einer guten Landsturmorganisation erweisen [1]). M. nun ist nicht durch Quellenstudium auf seinen fruchtbaren Gesichtspunkt geführt worden. Er mißtraut nicht ohne Grund den textphilologischen Untersuchungen, denen leicht der Charakter reiner Theorie anhafte, und die besonders dann höchst problematisch seien, wenn sie zu Korrekturen der alten Schriftsteller übergehen, und stützt sich einerseits auf Aussprüche des Altmeisters Carl Schuchhardt, andererseits auf die Landkarte. Jenem scheint er die Einsicht zu verdanken, daß Arminius, des Hammerfürsten Siegmar Sohn, dem das Feuer des Geistes aus Antlitz und Augen leuchtete (Vellejus) ein staatsmännisches und militärisches Genie ersten Ranges gewesen ist, und die empfindliche Schlappe, die er im Herbst 15 Germanicus beibringt, die verzweifelte Lage Cäcivas, die Anlage zur Schlacht bei Idisiaviso und zu dem erfolgreichen Rückzugsgefecht am Angrivarierwall, endlich sein Sieg über Marbod, den hervorragenden Feldherrn, verrät. Auf der Landkarte hat er unter Zuhilfenahme der Geschichtsquellen festgestellt, daß die Lippestraße von Xanten bis Paderborn, die anerkanntermaßen das Haupteinfallstor der Römer in Niederdeutschland gewesen sein muß, zwei Fortsetzungen ostwärts hatte, eine über Horn durchs Emmertal nach Hameln und eine über Driburg nach Höxter, und zwar letztere als Fortsetzung des uralten Helweges, und sein Ergebnis ist: Varus wählte den kürzesten Weg, den über Paderborn in den Nettegau bei Höxter, und in der Nähe seines hier angelegten Standlagers — wahrscheinlich auf der Sieburg bei Carlshafen — war es, wo die Verschwörer Zeit und Ort des Überfalles festsetzten. Die „Entfernteren", welche die Empörung beginnen sollten, waren die Chasuarier in der Gegend von Osnabrück und das auf dem Wege dorthin zu durchschreitende Waldgebirge der Kamm der Egge, der im Mittelalter an dem Gesamtnamen Osning teilhatte und heute noch bei den Geographen der südliche Teutoburger Wald heißt. Bei Driburg bog Varus am zweiten Marschtage von der Hauptstraße ab und zog am Osthange jenes schluchtenreichen Bergzuges nordwärts, um auf kürzestem Wege — wie Arminius vorausgesehen — den Herd des Aufstandes zu erreichen, hier, an einer Stelle also, die völlige Vernichtung des Feindes versprach, erfolgte der wohlvorbereitete germanische Angriff auf seine langgestreckte Kolonne, und die Schlußkatastrophe spielte sich bei Horn ab, dem bedeutendsten Passe des ganzen Osning. Diese Auffassung stimmt mit den Quellenaussagen besser überein als früher lautgewordene, insbesondere als die noch heute beliebte Delbrücksche Hypothese; sie genügt nicht nur den Berichten von der Schlacht, sondern ebenso dem, was wir sonst über Arminius erfahren oder folgern können, und verdient also unsere Zustimmung. Ein guter Gedanke ist auch der Hinweis auf die Irminsäule, die auf dem Düwelsnacken an der Ostseite der Egge gestanden habe und wie die 510 von den Sachsen errichtete zu beurteilen sei; folglich als Siegeszeichen, und über die den Schluß bildenden Ausführungen über Siegfriedssage kann sich sogar der Germanist freuen. Zwar gelingt es dem Verfasser nicht, die alte Gleichsetzung von Siegfried mit Arminius annehmbarer zu gestalten; die geistreiche Vermutung, der Drache Fafnir sei die römische Heeresschlange und sein Hort die goldene Beute aus der Varusschlacht, hat -- abgesehen davon, daß wunderbar große Goldbecher weder in der Edda noch anderswo als Bestandteile des von Sigurd erkämpften Schatzes genannt werden und nicht Adler ihm weissagen, sondern igdur (Spechtmeisen) — alles gegen sich, was wir über die Schaffensweise der germanischen Heldendichter und über Drachenhortsagen wissen; aber der Widerspruch gegen die Lehre, unsere heroische Dichtung sei nicht älter als die Völkerwanderung im gewöhnlichen, engeren Sinne, ist vollberechtigt, und der Hinweis auf das, was für niedersächsische (cheruskische) Heimat der Siegfriedsage spricht, gibt zu denken. Siegfried und Arminius sind nah verwandte Typen, nicht identische Gestalten; aber auch in diesem Sinne kann jener der Folgerung als Stütze dienen, daß der Cheruskerfürst, der dolo propinquorum fiel und „noch heute bei den Barbaren besungen wird", in Heldenliedern besungen worden ist.

Berlin-Charlottenburg. Gustav Neckel.

[1]) s. meine „Germanen und Kelten" (1929), S. 67



Aus der geistigen Kultur der Germanen

W. Petzsch, **Sind Felsgesteinbeile „mit angefangenem Bohrloch" unvollendete Geräte?** Mannus, Bd. 25. Heft 2. 1933. In Gegenden reicher Steinzeitkultur kommen häufig Felsgesteinäxte mit unvollendetem Bohrloch vor. Bisher war Streit darüber, ob es sich dabei immer um unvollendete Stücke handelt, oder ob etwa rituelle Zwecke dieser Erscheinung zugrunde gelegen haben. Jetzt wurde bei Nehringen, Kreis Grimmen ein kleines Beil aus gebranntem Ton gefunden, das eben diese unvollendeten Eintiefungen zeigt. Da hier Materialschwierigkeiten ausgeschlossen sind, scheint die Absicht erwiesen. Vermutlich hat hier ein Amulettgedanken zugrunde gelegen. / E. Zinner, **Die astronomischen Kenntnisse des Stern-Odde.** Mannus. Bd. 25. Heft 3. 1933. Otto Siegfried Reuter hatte 1928 in der „Festgabe für den 70jährigen Gustav Kossinna" (Manus 4. Ergänzungsband) in einem Aufsatz über Odde Helgison den Stern-Odde, der Knecht bei Tord auf Muli und Fischer auf Flatö gewesen ist, nachgewiesen, daß dessen eigenartige astronomische Berechnungen über die Sonnwenden, die Sonnenhöhen u. a. auf einer urgermanischen vorchristlichen, und zwar hoch bedeutenden Astronomie beruhen, die sich auf Island bis ins 12. Jahrhundert gehalten hat. Prof. Zinner, der Leiter der Remeis-Sternwarte in Bamberg, glaubt demgegenüber die Ansicht vertreten zu müssen, daß Odde sein Wissen von der Geistlichkeit bezogen habe und die Eigentümlichkeit seiner Berechnungen sozusagen nur die volkstümliche und den besonderen Verhältnissen Islands angepaßte Übersetzung des südeuropäischen Einfuhrwissens sei! / Hermann Stoll, **Einige alamannische Schmuckstücke von Hailfingen (Württemberg).** Ebenda. Das wichtige und mit besonderer Sorgfalt ausgegrabene Gräberfeld von Hailfingen, das bereits wertvolle Aufschlüsse über die soziale Gliederung, die rassische Verteilung innerhalb derselben u. a. für die Zeit vom 5. bis 7. Jahrhundert geliefert hat, ergab unter dem reichhaltigen Fundinhalt auch drei eigenartige Schmuckstücke: Zwei Fingerringe mit der Darstellung eines gekrümmten vierbeinigen Tieres mit großem Rachen, das durch Vergleich mit ähnlichen Darstellungen an frühromanischen Kirchen des gleichen Gebietes als Fenriswolf erkannt werden konnte, und eine Rundfibel aus Weißmetall, auf deren Platte sich eine stark stilisierte, echt germanische Darstellung dreier menschlicher Gestalten befindet. Ihre Deutung als die drei germanischen Hauptgottheiten liegt nahe. Da jedoch diese gemeinsame Darstellung ungewöhnlich sei und die Attribute nur teilweise stimmen, möchte Verfasser darin eher eine germanische Darstellung der Kreuzigungsgruppe sehen, obwohl die christliche Mission in diesen Gebieten erst

später eingesetzt hat. Eins jedoch steht auf alle Fälle fest: daß es sich hier um eine germanische Arbeit und nicht um ein Einfuhrstück handelt.

Vom Ursprung und Werden der Indogermanen und Germanen

G. Schwantes, **Eine neue jungpaläolithische Zivilisation in Holstein.** Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit, 8. Jahrg. Heft 11. Neuerdings sind in der Umgebung Hamburgs jungpaläolithische Fundplätze erschlossen worden, deren Kultur zweifellos der Ahrensburger Stufe vorausgeht und damit die erste echt jungpaläolithische Stufe für Norddeutschland darstellt. Sie trägt starken Aurignaciencharakter, obwohl besondere Einschläge mehr auf Gleichzeitigkeit mit dem Magdalénien hinweisen. Mehr und mehr schält sich im Norden eine bis Holland reichende Kulturprovinz mit starken Aurignacieneinschlägen heraus, woraus sich erklärt, warum hier kein Magdalénien festgestellt werden konnte. Dagegen sind Zusammenhänge mit dem Swiderien bemerkbar. / Martin Richter, **Die Kniegrotte bei Döbritz.** Mannus, Bd. 25. Heft 1. 1933. Die Ausgrabung der Kniegrotte bei Döbritz ergab ein reichhaltiges miteldeutsches Magdalénien. Bemerkenswert war ein 46 Quadratmeter großes Platenpflaster vor der Höhle. Unter den Kulturfunden befand sich auch ein gewölbter Knochenmeißel mit der besonders schönen Ritzzeichnung eines Wildpferdes. / W. Petzsch, **Zum Depotfund von Bygholm.** Mannus, Bd. 25. Heft 2. 1933. Der Aufsatz setzt sich eindeutig auseinander mit dem Versuch Paul Reineckes (Ein Kupferfund der Dolmenzeit aus Jütland. Mainzer Zeitschrift. Bd. 24/25), an Hand eines einzigen Scherbens, der als Bruchstück eines Trichterbechers erkannt wurde und zusammen mit einem Depotfund der Kupferzeit gefunden worden ist, die gesamte norddeutsche Chronologie über den Haufen zu werfen und sie zeitlich erheblich herabzudrücken, um so den unbequemen Vorrang der Nordkultur zu erledigen. Auf diesem Wege kommt er zu dem merkwürdigen Schluß, die Muschelhaufenkeramik, die die älteste Töpferware überhaupt darstellt, von der späten Michelsberger Kultur herzuleiten u. a. m. Schade nur, daß z. B. die Remedello-Kupferbeile, die so anregend auf die Nordkultur gewirkt haben sollen, niemals in einem Ganggrab gefunden worden sind! Vielmehr hat ein neuer Fund von Nobbin a. Wittow (Rügen) erwiesen, daß eine späte Form der Trichterbecher, bis an das Ende der Jungsteinzeit fortlebt, wie im Anhang durch den Grabungsbericht von August Wilde dargelegt wird.

Kultur und Technik

Wolfgang La Baume, **Der vorgeschichtliche Pflug — Ein prähistorisch-ethnographischer Vergleich.** Mannus. Verlag Kabitzsch-Leipzig 1933. Bd. 25. Heft 1. Im Anschluß an das umfassende, vorwiegend völkerkundliche Werk von Paul Leser „Entstehung und Verbreitung des Pfluges" stellt Verfasser fest, daß die dort gewonnene Einteilung in „Pflüge mit Krümel", „Vierseitige Pflüge" und „Ältere Pflugformen" auch für die vorgeschichtliche Forschung zutrifft. Für die nordische Jungsteinzeit ist der hölzerne Pflug erwiesen. Die bisher häufig als Pflugschar gedeuteten steinernen sogen. Schuhleistenkeile der bandkeramischen Kultur werden in dieser Bedeutung abgelehnt, da sich weder eine dafür geeignete Pflugkonstruktion denken läßt, noch auf der ganzen Welt steinere Pflugscharen je vorgekommen sind. / K. H. Wels, **Eine bronzezeitliche Töpferei bei Altbuchhorst.** Mannus, Bd. 25. Heft 3. 1933. Bei dem zwischen Peetzsee und Möllensee gelegenen Dorfe Altbuchhorst ist nahe bei dem dortigen Burgwall eine vollständige Töpferei aus der Bronzezeit aufgedeckt worden. Außer einer Anzahl von Öfen, deren Fundament aus muschelförmig behauenen Steinen gemauert war und deren Oberteil aus gebranntem Lehm bestanden hat, wurden auch die Materialgruben und eine ganze Reihe von Töpferwerkzeugen gefunden.

Kulturbeziehungen

Eduard Hollerbach, **Der Ursprung der sakischen Kultur.** Die Sonne. Armanenverlag-Leipzig 1933. 10. Jahrg. Heft 2—4. Die Bedeutung des Sakentums, das arischen Einfluß bis weit nach Asien hineingetragen hat, ist von der liberalistischen, „voraussetzungslosen" Wissenschaft fast noch mehr verkannt worden, als der Eigenwert der germanischen Kultur. Versagen hier neben dem gleichen Mangel an „historischen" Quellen doch auch noch Brauchtum und Volkskunde, denen wir für das Germanentum wertvolle Aufschlüsse verdanken. Dagegen vermögen wir durch methodische Vergleichung der sakischen Kunst in ihren Einflußgebieten, etwa Assyrien oder Babylon, mit der kulturellen Hinterlassenschaft in ihrem riesigen Stammesgebiet wichtigste Erkenntnisse zu gewinnen. Die Erforschung des Sakentums, das es verstanden hat, sich von der griechisch-römischen „Zivilisationswalze" frei zu halten und erst den Mongolenstürmen des 13. und 14. Jahrhunderts erlegen ist, ist im Hinblick auf die gesamte Indogermanenfrage wie auf die germanische Kultur eine dringliche Notwendigkeit.

Hertha Schemmel.



Mannheim-Ludwigshafen. Im Anschluß an die Vortragsreihe „Altgermanisches Geistesleben" von Prof. Dr. Uebel an der Handels-Hochschule, deren guter Besuch das steigende Interesse an germanisch-deutscher Vorgeschichte bewies, lud der Genannte Ende Juli zu einer Gründungsversammlung ein, zu der sich etwa 25 Teilnehmer einfanden. Obwohl in Mannheim ein Altertumsverein und eine Ortsgruppe des Kampfbundes für deutsche Kultur besteht, ergab die Aussprache, in der die besonderen Aufgaben unserer „Vereinigung", die mehr als nur „Verein", die eine Arbeitsgemeinschaft sein will, die Bejahung der Notwendigkeit einer selbständigen Ortsgruppe. So konnte, da fast alle Anwesenden sich als ordentliche Mitglieder oder als Teilnehmer eintrugen, die Ortsgruppe satzungsgemäß gegründet werden. Anschrift des Leiters: Prof. Dr. Uebel, Mannheim, Schwarzwaldstr. 24, des Schriftführers: Th. Weber, Ludwigshafen am Rhein, Mundenheimer Straße 246.

Oldenburgische Arbeitsgemeinschaft für Ur- und Frühgeschichte gegründet. Nach dem bereits vor einiger Zeit dank der Bestrebungen des Provinzial-Museums Hannover in Hannover eine Arbeitsgemeinschaft für die Urgeschichte Niedersachsens entstand, ergab sich auch für Oldenburg, als dem Mittelpunkt des Weser-Ems-Gebietes, die Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit, dem Beispiel Hannovers zu folgen. Dem Oldenburgischen Landesverein für Heimatkunde und Heimatschutz gelang es, nahezu alle Heimatvereine des Oldenburger Landes für den Zusammenschluß in einer Arbeitsgemeinschaft zu interessieren, so daß vom 27. bis 29. Juli in Oldenburg im Staatlichen Gymnasium eine Tagung stattfinden konnte, die aus dem Grunde unter dem Leitwort „Niedersächsische Urgeschichte und Schule" stand, weil sie einmal die oldenburgische Lehrerschaft mit dem elementarsten Wissen um die Vorgeschichte der engeren Heimat vertraut machen wollte, — da seitens der Vertreter der vorgeschichtlichen Forschung schon seit einiger Zeit die dringliche Forderung erhoben wurde, die Urgeschichte in den Lehrplan des öffentlichen Unterrichts aufzunehmen, — und weil zum andern der Plan einer Arbeitsgemeinschaft verwirklicht werden sollte. Dem Oldenburgischen Landesverein für Heimatschutz war es gelungen, als Redner zu dieser Tagung zu gewinnen: Dr. Schroller und Dr. Tackenberg vom Provinzial-Museum Hannover, Studienrat Dr. Michaelsen-Oldenburg (der für den erkrankten Prof. von Buttel-Reepen einsprang), Ministerialrat Tantzen-Oldenburg, Dr. h. c. Schütte-Oldenburg und Mittelschullehrer Brashorn-Oldenburg.

Die Tagung wurde am 27. Juli eröffnet mit einem Lichtbildervortrag von Dr. Schroller-Hannover: „Einführung in die Eisenzeit". Studienrat. Dr. Michaelsen-Oldenburg sprach sodann über „Die Baggerfunde aus der Weser". Neben Führungen im Naturhistorischen Museum, das eine reichhaltige Sammlung prähistorischer Funde birgt, war für den ersten Tag noch ein Vortrag von Dr. Tackenberg-Hannover vorgesehen, der über die Bronzezeit sprach.

Im Mittelpunkt des zweiten Tages stand ein sehr bemerkenswerter Vortrag von Rektor Dr. h. c. Schütte-Oldenburg, der den Zuhörern „Eine kurze Übersicht über die geologische Entwicklung der Nordseeküste bis zum Mittelalter" bot. Der Vortrag Schüttes, der durch seine Küstensenkungstheorie das Interesse der gesamten deutschen Wissenschaft erregt hat, zeugte von außergewöhnlicher Sachkenntnis und wirkte auch auf den Fachmann sehr überzeugend. Dr. Schroller sprach am gleichen Tage noch über „Die Zeit von Christi Geburt bis 1000 n. Chr." und in einem zweiten Vortrage über „Die Kultur der Wurten". Am gleichen Tage gelang dann die Gründung der seit längerer Zeit erstrebten Arbeitsgemeinschaft. Zum Leiter wurde Mittelschullehrer Grashorn-Oldenburg bestimmt. Unter der Bezeichnung „Oldenburgische Arbeitsgemeinschaft f. Ur- und Frühgeschichte" haben sich 9 stadt- und landoldenburgische Heimatvereine zu gemein-

samer Arbeit zusammengeschlossen, und zwar: 1. Landesverein Oldenburg f. Heimatkunde u. Heimatschutz; 2. Verein f. Altertumskunde u. Landesgeschichte in Oldenburg; 3. Heimatbund f. d. Oldenburger Münsterland; 4. Feverscher Altertums- u. Heimatverein; 5. Rüstringer Heimatbund Nordenham; 6. Heimat, Natur- und Vogelschutzverein Wilhelmshaven-Rüstringen; 7. Heimatverein Varel; 8. Heimatverein Zwischenahn; 9. Heimatverein Westerstede. Die Geschäftsführung liegt beim Landesverein Oldenburg. Die Arbeitsgemeinschaft will alle an der Ur- und Frühgeschichte Interessierten zu einer geistigen Gemeinschaft zusammenschließen, will die Bevölkerung über den Wert prähistorischer Bodenfunde aufklären, Quellenbücher herausgeben usw. Die erste alsbald in Angriff zu nehmende Aufgabe sieht die Arbeitsgemeinschaft in der Kartierung aller Steindenkmäler und Bodenfunde des Oldenburger Landes, womit man einige Jahre im Rückstand ist! Es wurden bereits Ausschüsse für die verschiedensten Arbeitsgebiete eingesetzt.

Die Tagung fand am 29. Juli ihren Abschluß mit einem Ausflug zu den Steindenkmälern des Oldenburger Landes, wo praktische Übungen der Kartierung, einige erläuternde Vorträge usw. stattfanden. Im ganzen dürfte diese Tagung die urgeschichtliche Forschung im Oldenburger Lande um einen großen Schritt vorwärts gebracht haben.

h. fr. r.

Altgermanische Kultur. Deutschland und Skandinavien im Frühlicht der Geschichte. Ausstellung in Bad Homburg, Juni—September 1933. Daß nun dort, wo bisher — Saalburg — die römische Altertumskunde besonders gepflegt wurde, diese Ausstellung einen Begriff von germanischer Kulturhöhe vermitteln will, mag als ein Gleichnis angesehen werden. Dr. v. Holst, der die Schau zusammengestellt hat, beruft sich im Vorwort des kleinen Führers auf die mahnenden Worte, die K. Schumacher erst vor wenigen Jahren seinen Fachgenossen zurief: „Wann wird die Zeit kommen, die — getragen von bewußterer Nationalempfindung — auch unserer älteren deutschen Geschichte die gleiche Liebe und Pflege widmet wie der römischen?" Diese Zeit ist jetzt erfüllt, und derartige Ausstellungen sollten recht viel auch anderswo gezeigt werden, eine dankenswerte Aufgabe für die N. S. Kulturbundstellen und die Ortsgruppen der Vereinigung der Fr. g. V., vielleicht auch in Verbindung mit dem Deutschbunde, wie ja auch in Homburg der Frankfurter Deutschbundführer Steinert tatkräftig mitgewirkt hat.

Bei der Zusammenstellung werden, wie es in Homburg geschehen ist, benachbarte Museen sicher gern Hilfe leisten. Es ist dabei gar nicht nötig, kostbare Echtstücke durch Verleihen der Gefahr der Beschädigung auszusetzen, da für solche Schau Nachbildungen genügen (die Kunstfertigkeit in der Herstellung von Nachbildungen ist groß, s. Bremen, Väterkunde-Museum) und gute, große Aufnahmen ergänzend hinzutreten können. Allerdings sollte man sich nicht auf die Darbietung von Sachen beschränken, geistesgeschichtliche Vertiefung und Verbindung ist nötig, wie das auch in Homburg geschickt und eindrucksvoll durchgeführt ist. Die Homburger Ausstellung geht von den örtlichen Verhältnissen aus (Auftreten der geschichtlichen Germanen im Mittelrheingebiet), weswegen sie ihre erste Abteilung erst mit 500 v. Chr. beginnen läßt. Die Berücksichtigung des Örtlichen wird sich für jede derartige Ausstellung empfehlen, aber für das allgemein Nordisch-Germanische wird man zeitlich sehr viel weiter zurückgehen müssen. Einmaliges richtiges Anschauen ist wirksamer und gibt lebendigere Vorstellung als das Lesen von einem halben Dutzend Büchern — deshalb sollte jeder, der es ermöglichen kann, die Ausstellung besuchen und die Anregungen, die er dort empfängt, weiterwirken lassen. S.

Harzburger kulturelle Woche. Im Rahmen der vom 4.—10. 9. 33 stattfindenden Veranstaltungen (Bad Harzburg), sind eine Reihe volkskundlicher und vorgeschichtlicher Vorträge vorgesehen. U. a. hält am 9. September, abends 8 Uhr im Kurhause Dr. Grimm von der Landesanstalt für Vorgeschichte in Halle einen Lichtbildervortrag über: „Der Harz in der deutschen Vorgeschichte". Außerdem finden Ausflugsfahrten zu mehr oder minder bedeutsamen Stätten deutscher Vorzeit statt. Näheres ist durch die Kurverwaltung zu erfahren.

„Astronomie der alten Deutschen" lautet das Thema eines öffentlichen Lichtbildervortrages Hans Wolfgang Behms im großen Vortragssaal der Treptow-Sternwarte, Berlin, mit einer vorausgehenden Ansprache von Direktor Dr. Archenhold. Es handelt sich um die 800. und damit Jubiläumscharakter tragende Veranstaltung der bekannten Sternwarte der Reichshauptstadt. Die Veranstaltung findet am 13. September abends 8 Uhr bei volkstümlichen Eintrittspreisen (0,70 RM.) statt.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1933 Oktober / Gilbhart Heft 10

Der Zwiefache

Zum „Männchen von Oechsen"

Von Dr. Otto Huth

In „Germanien" 1933, Heft 1, hat Will Vesper über seine Entdeckung des „Männchens von Oechsen" (Abb. 1) berichtet und seiner Meinung Ausdruck gegeben, daß diese spreizbeinige Gestalt mit einem gehobenen und einem gesenkten Arm im „Ur"bogen stehend ein germanisches Bildwerk sei. Diese Annahme wird dadurch bestätigt, daß es sich eindeutig um ein germanisches Sinnbild handelt. Insbesondere dank der meisterhaft schöpferischen Erforschung der urgeschichtlichen kultsymbolischen Denkmäler durch Herman Wirth sind wir in der Lage, eine gesicherte Deutung des Sinnbildes zu geben.

Will Vesper hätte das wohl selbst gesehen, wenn ihn nicht, wie man annehmen muß, die unsachlichen Kritiken des Herrn Kutzleb in seiner Zeitschrift „Neue Literatur" — die selbst aus der wesentlich zustimmenden Baeumlerschen Schrift über Wirth („Was bedeutet Herman Wirth für die Wissenschaft?", Leipzig, Koehler, 1932) eine ablehnende Beurteilung werden lassen —, von der Kenntnisnahme der Wirthschen Denkmälersammlungen und Forschungsergebnisse abgehalten hätten. Daß heute selbst Völkische noch nicht wissen, daß man in Dingen germanischer Kultsymbolik sich an Wirth zu wenden hat um Auskunft, der heute bei weitem Wissendste um die Denkmälerkunde der Ursymbole, ist die bedauerliche Folge unverantwortlicher „Kritik" unberufener Schreiber.

Indem ich für die Begründung auf Wirth verweise, und zwar insbesondere auf sein jüngstes Werk „Die Heilige Urschrift der Menschheit" (= H. U.), gebe ich hier nur die Deutung des Oechsener Sinnbildes und einige Hinweise auf „Parallelen". Alle mehr untergeordneten Fragen, wie die nach vielleicht möglichen Beziehungen zum Balde-Freyrkult, bleiben beiseite.

Das oechsener Männchen ist der wintersonnenwendliche Jahrgott im Ur-bogen. Die sakrale Armhaltung kennzeichnet ihn als den „Zwiefachen": gehobener Arm = steigendes



Abb. 1. Das Männchen von Oechsen.



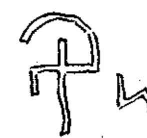


Abb. 2 und 3 entsprechende Stücke aus Santa-Barbara in Kalifornien (links) und Genhoum in Portugal (rechts).



Abb. 4 und 5. Zwei Steine aus Panossas, Isère, deren Figuren das gleiche sinnbildliche Motiv zugrundeliegt. Rechts aus dem Bilderatlas zur Religionsgeschichte von W. Krause, links aus der „Heiligen Urschrift" von H. Wirth.





Abb. 6. Füllungen des Bogenfrieses an der Kapelle zu Schwertsloch bei Tübingen. (Nach Jung, Germ. Götter und Helden in christl. Zeit.)



Abb. 7. Fränkischer Grabstein von Niederdollendorf.

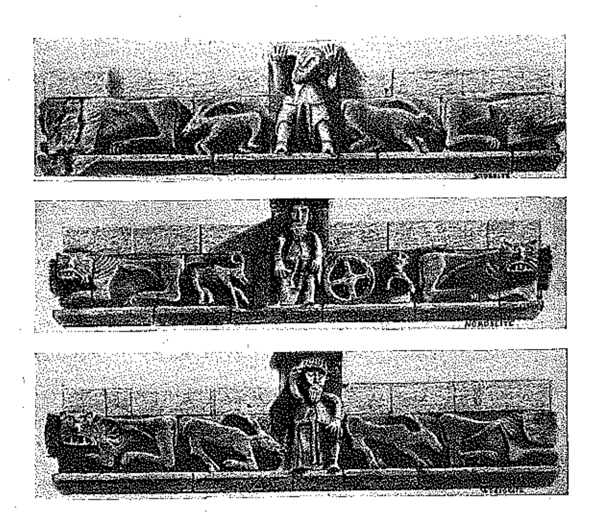
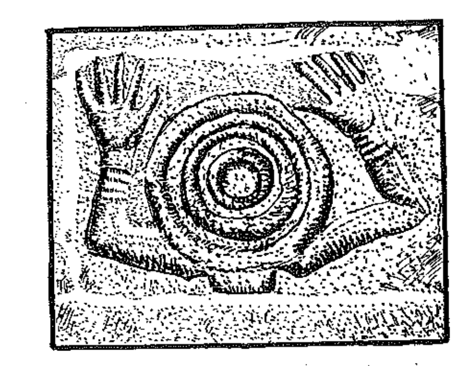


Abb. 8. Darstellungen am Peter-Paulsturm in Hirsau. Oben Südseite (Mittagshöhe), in der Mitte die Nordseite, unten die Westseite.

Abb. 9. Zeichen des hohen Sommers an der Spitalskirche in Tübingen. (Nach Jung.)



Licht (Frühling — Sommer), gesenkter Arm = sinkendes Licht (Herbst — Winter). Der Jahrgott ist der Tod- und Lebenbringende, der Sterbende und Auferstehende und seine Todes- und Geburtsstunde ist die Mittwinternacht. Dasselbe besagt der Bogen („Ur-

rune"); er ist ein uraltes Wintersonnenwendezeichen, dessen Sinn in der uns längst vertrauten Verbindung mit dem Jahrgott in dieser Armhaltung (siehe Abb. 2, 3, 4, 5) wir so „übersetzen" können: die Urmutter Erde nimmt den Sonnensohn in sich auf, um ihn wieder zu gebären.

Nun seien einige Parallelen zum Oechsener Männchen genannt. Der fränkische Grabstein aus Niederdollendorf (Provinzialmuseum Bonn; Abb. 7) zeigt den Jahrgott mit gesenktem und gehobenem Arm im „Ur" (mit Schlangenmäulern). Der Gott in dieser „wintersonnenwendlichen Armhaltung" erscheint auch in Plastiken romanischer Kirchen Deutschlands, auf deren Beziehung zu germanischer Kultsymbolik vor allem E. Jung („Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit", München 1922, Lehmann) hinwies, und zwar auf einer des Hirsauer Glockenturms St. Peter und Paul (Jung a. O. S. 155; s. Abb. 8) und einer des Quedlinburger Doms. Der Hirsauer Turm bewahrt zudem noch den Jahrgott in den beiden anderen Haltungen — der mit beiden erhobenen und beiden gesenkten Armen —, die in der „wintersonnenwendlichen Haltung" gewissermaßen zu einer verschmolzen sind. Man möge die vielfachen Wechselformen bei Wirth nachsehen (H U. Taf. 282 ff. und 338 ff.). Hervorgehoben sei nur die häufige Verbindung auch dieser Runen des sich Senkenden und des sich Erhebenden mit der Urrune. Diese kann mit dem Armpaar auch völlig verschmelzen, wie das bei der Rune in den Externsteinen der Fall ist, deren Parallelen man jetzt H. U. Taf. 287 ff. findet, Der Gott mit den erhobenen Armen ist ebenfalls in Quedlinburg erhalten, ferner an der Kapelle zu Schwertsloch (Jung a. O. S. 31; s. Abb. 6 und der Spitalskirche in Tübingen (Jung a. O. S. 219; s. Abb. 9). Er taucht bekanntlich schon unter den skandinavischen Felsbildern auf (H. U. Taf. 299, Nr. 7).

Die wintersonnenwendliche Armhaltung haben ursprünglich auch die sog. „Rolande" d. i. die mittelalterlichen Symbole der Stadtfreiheit und Gerichtshoheit, die sich vor allem in Niederdeutschland finden. Der J a h r g o t t ist auch R e c h t s g o t t, denn das Jahr, das ewige Werden und Vergehen, ist das Urbild aller Ordnung, das Urgesetz (vgl. altind. ṛtā „Jahr, von den Göttern festgesetzte Ordnung, heiliger Brauch, Recht"). Wir haben Gründe anzunehmen, daß die „Roland"-haltung beim Schwur eingenommen wurde. Auch der germanische Gruß, bei dem die Rechte erhoben wird, die Linke aber gesenkt bleibt, ist letzten Endes diese Haltung. Wenn die Rolandsfiguren mitunter auf dem Brunnen angebracht werden, so ist das im Grunde dasselbe wie die Verbindung des Gottes in der wintersonnenwendlichen Armhaltung mit dem Ur-bogen; denn Bogen, Tor, Brunnen sind Symbole gleichen Gehalts. Der nach dem Volksglauben unergründliche, grundlose Brunnen, aus dem die Kinder kommen und in den die Toten gehen („Kinderbrunnen" und „Höllbrunnen" sind ursprünglich gleich), ist Symbol der Mutter Erde, in die der Sonnengott eingeht, um neu zu erstehen (vgl. Huth, „Janus, ein Beitrag zur altröm. Religionsgeschichte" [Bonn 1932], Kap. IV: „Tor und Mundus")[1]. Das Leben des Jahrgottes ist das Urbild allen Lebens, auch des menschlichen Lebens. Der Jahrgott galt als der Urahn der „Menschen", denn das germanische Wort „Mensch" d. i. mannisko bedeutet „Nachkomme des Mannus" (älter Manus) und Manus ist ein urindogermanischer Name des Jahrgottes. Während die Rune ᛉ man, die das Linearzeichen des armhebenden Jahrgott ist, Manus lediglich als den Lebenbringer kennzeichnet, muß dies urindogermanische Wort doch ursprünglich den Jahrgott als den Zwiefachen, den Tod- und Lebenbringer bezeichnet haben, da das Latein umgekehrt „manus" nur in der Bedeutung „Todbringer, Toter" bewahrt.

Wir schließen mit einer Stelle aus Werner Deubels Aufsatz: „Der deutsche Weg zur Tragödie" (Klages Festschrift, Leipzig 1932, Barth, S 51), in der Schiller angeführt wird:

[1]) s. Besprechung in „Germanien", 1933, S. 28. Schriftltg.

„Die Sonne, die um sich zu erneuern im Westmeer stirbt, ist das heiligste Bild altgermanischen Symbolwissens um die Verjüngung alles Lebens aus großen Untergängen. Es mutet an wie ein aus Bluttiefen dringender Erinnerungsblitz, . . . wenn Moor in den Anblick der sinkenden Sonne verloren, in die Worte ausbricht: „So stirbt ein Held! — Anbetungswürdig! — Da ich ein Bube war, war's mein Lieblingsgedanke, wie s i e zu leben, zu sterben wie s i e! . . . Daß ich wiederkehren dürfte in meiner Mutter Leib! . . ."

Der Lebensbaum

Der Granitblock aus H u n d s d o r f (Abb 1), dessen Übermittlung wir der Freundlichkeit des Herrn Ing. M e s s e n b ö c k-Linz a. D. verdanken, ist ein neues schönes Beispiel für jenes Vorkommen des Lebensbaummotivs, wie es Herman W i r t h schon in zwei ähnlichen Überlieferungen auf Tafel 159 der „Heiligen Urschrift" veröffentlicht hat (Abb. 2). Auszugsweise geben wir hierunter zunächst die Mitteilungen des Einsenders.

„Der mächtige Stein mit der Rillenzeichnung wurde voriges Jahr von Oberlehrer Radler in Hagenberg, und zwar in Hundsdorf im unteren Mühlviertel beim Hause Nr. 9 am Fuße des Hundsberges aufgefunden. In unmittelbarer Nähe des Steines befindet sich die Waldparzelle Kirnbichl (Schriftdeutsch Kirchhügel, -bühel -bühl). Eine Viertelstunde nordwestlich davon am Fuße des kleinen Hundsberges liegt in einem zum Rosnergute ge-

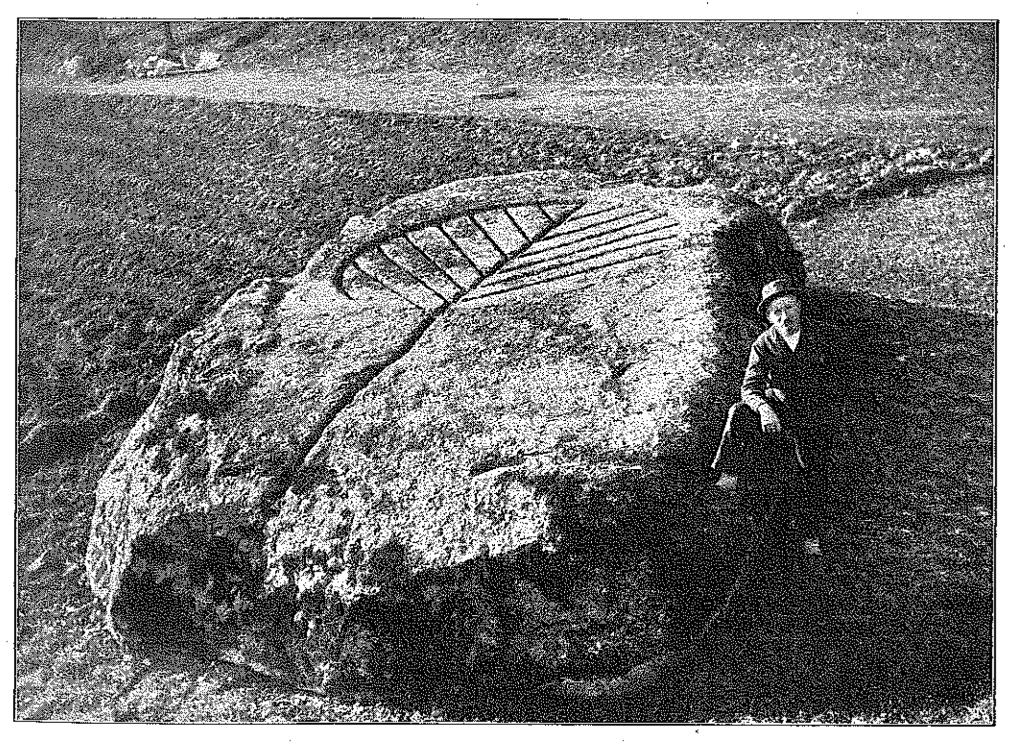


Abb. 1. Granitblock aus Hundsdorf mit Lebensbaummotiv.

hörigen Föhrenwald (Gfernbühl genannt) ein kleinerer derartiger Stein, dessen Rillenzeichnung weniger sorgfältig ausgeführt ist. In nächster Nähe liegt das Brandmayrgut, welches seinerzeit der Maierhof des ehemaligen Schlosses Pranthof, Gutau war.

Die Bäuerin am Wurmsbergergute erzählte Oberlehrer Radler, daß diese Steine zum Pechbrennen verwandt würden, so der kleinere Stein das letztemal vor acht Jahren und schilderte auch den Vorgang dabei. Man gewinne demnach Pechöl (mundartl. Pöchl), welches vornehmlich für Heilzwecke verwandt würde; mit Schweinsfett vermengt, ergab es Wagenschmiere. Oberlehrer Radler schrieb mir, daß ihm neun derartige Steine bekannt sind.

Von Hundsdorf im unteren Mühlviertel heißt es übrigens in der Volkssage, daß unsere liebe Frau (die hl. Maria an Stelle der Frouwa!) an der Spitze der unschuldigen (verstorbenen) Kinder nach Maria Schnee (Wallfahrtsort in Südböhmen knapp nördlich der östlichen Grenze) wallfahren geht. Der Altar befindet sich über einer heiligen Felsspalte, einem Pfenning- oder Femsstein.

Als ich das mir gesandte Bild anschaute, war mir sofort klar, daß es sich um das Sinnbild des Lebensbaums handle, jenes Sinnbild, das sich heute noch häufig in unserer Volkskunst vorfindet (siehe Kreuzsäule bei Prandegg usw.). Ich fand dieses Symbol übrigens auch in Italien an Denkmälern aus solcher Zeit, die noch unter langobardischem Kunsteinflusse gestanden haben mag. Ich nenne die Chorschranken von S. Sabina, jene im Museum der Engelsburg, weiter von S. Maria Trastevere in Rom usw. Mittlerweile hatte der Prähistoriker des Linzer Landesmuseums ein Bild des abgebildeten Steines Herrn Prof. Dr. Herman W i r t h gesandt, der ausdrücklich feststellte, daß es sich um den Lebensbaum handelt. Wenn man dieses Sinnbild noch im 19. Jahrhundert wahrscheinlich auf Grund älterer an selber Stelle befindlicher Bildstöcke (siehe Prandegg) auf Marterln anbrachte, warum sollte man dasselbe dann nicht an alter geheiligter Stelle zur Herstellung von heilendem Öl verwenden? ...

G i b t e s d e r a r t i g e S t e i n e a u c h n o c h i n D e u t s c h l a n d? Abgelegener als das untere Mühlviertel dürfte dort ein Winkel kaum sein."

Über E n t s t e h u n g und U r s i n n dieses religions-, kult- und symbolgeschichtlichen Hauptmotivs handelt H. Wirth im 15. Hauptstück der „H e i l i g e n U r s c h r i f t" (die mythologische, religions- und kultgeschichtliche Darstellung soll erst später im „Urglauben" erfolgen). Zum Verständnis dieses Zeichens stellen wir einige Sätze aus dem genannten Abschnitt zusammen.

„In unmißverständlicher Weise lassen die Denkmäler erkennen, daß das Sinnbild des Jahres-, Welten- oder Lebensbaums aus der linearen Verbindung der Hauptpunkte des Gesichtskreissonnenjahres entstanden ist." (Urschrift S. 403.) Das Gesichtskreissonnenjahr tritt uns in drei verschiedenen Formen entgegen, entsprechend der geographischen Breite; jeder dieser Formen ist eine besondere Teilung eigen (s. Textabb. 10 S. 85, Urschrift). Die lineare Grundform des Jahresbaumes entsteht dadurch, daß die spiegelbildlich einander entsprechenden Punkte auf dem Kreisumfang waagerecht miteinander verbunden werden; die Nordsüdachse des Jahreskreises bildet dann den „Baumstamm". Der Kreis fällt weg, und die Waagerechten werden in gleicher Länge gezeichnet. Da jedoch die so entstehenden Linearformen den Reichtum der überlieferten Denkmäler nicht erklären, nimmt Wirth an, daß auch das Schema des Sonnenlaufbogenjahres bei der Entstehung mitgewirkt haben möge.

Neben den Hauptformen des Linearzeichens haben sich Spaltungsformen entwickelt in der Weise, daß man den „Stamm" von oben nach unten der Länge nach teilte. Außerdem bilden sich Kursivformen, welche die „Äste" schiefwinklig aus dem „Stamm" herauswachsend zeigen. Auch diese Kursivformen können gespalten auftreten (siehe Textabb. 72

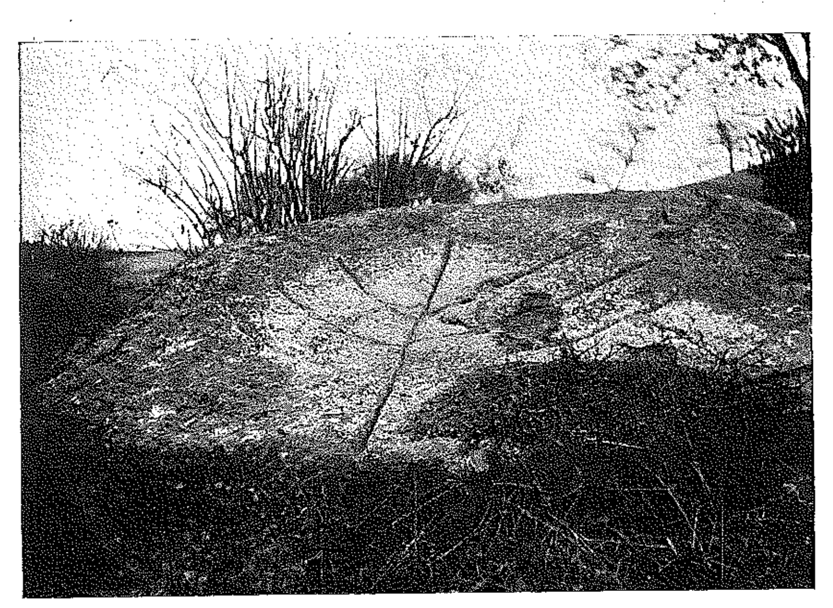


Abb. 2. V o r g e s c h i c h t l i c h e s D e n k m a l m i t L e b e n s b a u m m o t i v a u s O b e r ö s t e r r e i c h (Hagenberg bei Hagen).

S. 404, Urschrift). Späterhin entwickeln sich die Linearformen zu mehr oder weniger naturalistischen Baumbildern, bei denen aber die kosmisch-symbolische Beziehung durch Jahreslaufzeichen angedeutet wird.

Die ältesten atlantisch-europäischen Belege für die lineare Darstellung des Weltenbaumes liegen vor aus den Kulturstufen von La Madeleine (geritzte Renntierhornstücke, rd. 20 000 v. Zw.) und Mas d'Azil (bemalte Kiesel, rd. 10 000 v. Zw.). Die Dauerüberlieferung läßt sich bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts verfolgen, und wegen der Bedeutung des Motivs ist es naturgemäß sehr zahlreich und in mannigfachen Formelverbindungen belegt.

Seinem U r s i n n e nach stellt der kosmische Weltenbaum das Jahr Gottes dar, welches die Offenbarung Gottes in Zeit und Raum als ewiger kosmischer Wandel ist. Wie das Jahr ansteigt, seine Höhe erreicht und wieder absinkt, so wird der göttliche Sohn geboren, steht in der Höhe des Lebens und stirbt — in der ewigen Wiederkehr des steten Kreislaufes. Aber „auch des Menschen Leben ist wie ein Jahr — ein Jahr Gottes. Auch der Mensch durchlebt das Frühjahr seiner Kindheit, die Sommermittagshöhe des Erwachsenseins, seine Reife und sein Spätjahr, den Winter seines Alterns, um dann wieder in die Wintersonnenwende seines Lebens einzugehen, in die Mitternacht, die Mutternacht, aus der er, wie alles Leben durch Gottes Atem und Licht wieder auferweckt werden wird, wieder auferstehen wird in seinen Sprößlingen, seinen Nachkommen." (Urschrift S. 16.)

Das L e i t m o t i v fast aller atlantischer Symbolik ist irgendwie das „Stirb und Werde": Geburt und Grab, ein ewiges Meer, ein wechselnd Weben, ein glühend Leben ... alles nur der Gottheit lebendiges Kleid. Und ebenso lebendig und wechselvoll kehrt das gleiche Leitmotiv „in größter Mannigfaltigkeit und reichster Wechselbeziehung der sinnbildlichen Zeichen wieder".

So ist es jener Weltenbaum, von dem die Edda im Havamal sagt, daß die Menschen nicht wissen, aus welchen Wurzeln er wuchs, der drei Wurzeln ⅄ hat, welche tief im

Innern der Erde an der Urquelle haften, der im altnorwegischen Runenlied als der wintergrünste der Bäume genannt wird (Urschrift S. 407).

Uralte Zeugnisse zeigen uns den Jahres-, Welten- und Lebensbaum mit den sechs oder acht Punkten, ⁖⁖ oder ⁘⁘ bzw. ⚹ oder ✳ als Bestimmungszeichen. In sehr fester Dauerüberlieferung läßt sich dieser Brauch von der älteren germanischen Eisenzeit bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts verfolgen. Ein besonders schönes Stück dieser formalen Dauerüberlieferung uralter Kultsymbolik im Volksbrauch ist die farbige Federzeichnung von etwa 1780 aus Nordhausen, die von H. Wirth 1924 in ihrer Bedeutung erkannt wurde (zur Zeit auf der Ausstellung „Der Heilbringer"). Die Zeichnung stellt den Maifestzug der Schuhmacherzunft zur Merichslinde dar, einem alten Kultbaum, der früher bei Nordhausen stand. In der erläuternden Unterschrift setzt der Zeichner noch das ✳-Zeichen hinzu! „Zug der Schumacher zum Merichslinde Feste ✳". Der Baum hat in der Krone einen Ring von neun (irrig für acht) Sonnenkugeln um einen Mittelpunkt. „Der Vor Leufer" (der Maigraf), der an der Spitze des Zuges geht, trägt einen Kranz am Stabe Φ, Sinnbild des Jahres (S. 410 Urschrift). Den Jahreskranz zeigt auch die schwedische Mittsommerstange (Abb. „Germanien", 1933, S. 167) und die Queste (Abb. „Germanien", 1933, S. 168 u. 169). Die Höhe von Questenberg bei Bennungen im Südharz ist die einzige Stelle in Deutschland, wo heute noch der uralte Jahrbaum Gottes steht (Urschrift S. 430).

Es ist völlig ausgeschlossen, die Fülle der sonstigen Belege und Überlieferungen, die in allen Gebieten sich finden (und zweifellos sich noch mehren werden), die irgendwie atlantisch-nordischen Einfluß aufzuweisen haben, auch nur anzudeuten. Wir beschränken uns darauf, die eindrucksvollen Worte wiederzugeben, mit denen Wirth seine Abhandlung über den Lebensbaum beschließt (Urschrift S. 431):

„Einst verehrten die Sachsen — wie Rudolf von Fulda um 850 berichtet — einen „Baumstamm" (truncum ligni) von keiner geringen Größe, aufrecht errichtet unter dem freien Himmel, welchen sie in ihrer Heimatsprache Irminsul nannten, was auf lateinisch universalis columna" „Weltensäule" heißt, weil sie gewissermaßen alles trägt (quasi sustinens omnia). Und so steht sie heute noch als Wahrzeichen in der Zeitenwende der Lebensgeschichte des deutschen Volkes und der Völker der Nordlandrasse, in dem Zusammenbruch eines abgeschlossenen Zeitalters, das sich von diesem „Baum des Lebens" und „des Wissens" um die ewigen göttlichen Weltgesetze, dem rta abgewandt hatte. Wie ich es in meinem Questenlied für meine Jugend schrieb:

„Berghoch am Walde
ragt von der Halde
morgenwärts schauend des Lebens Baum.
Dämmerung umwoben
harret er droben,
ferne entrückt in der Zeiten Raum.

Segnenden Lichtes höchster Gewinn,
Wahrer des Rechtes
freien Geschlechtes,
Weihbild des ewigen Grünens Geflechtes
heiliger Erde Hort und Sinn."

Tierkreis und Sonnenbeobachtung

Von Prof. Dr. J. Riem

Mancherlei mündliche und schriftliche Besprechungen mit unsern Freunden zeigen, daß die Gleichung Tierkreis, also der breite Gürtel der zwölf Bilder des Tierkreises, und Ekliptik, also die scheinbare Bahn der Sonne als etwas ganz Selbstverständliches, weil durch die Beobachtung am Himmel ohne Schwierigkeiten Feststellbares hingenommen wird.

Dennoch ist dem durchaus nicht so, und eine primitive Astronomie — das ist eine solche, die ohne halbwegs brauchbare Uhren und Winkelmeßinstrumente arbeitet — wird nur schwer und nach sehr langen Zeiten der Beobachtung dazu kommen, diese Gleichung aufstellen zu können. Zwar mußte das Zusammenfallen der Bahn des Mondes, der ja nur in den Tagen des Vollmondes eine überstrahlende Helligkeit besitzt, mit den Bahnen der Planeten innerhalb eines nur wenige Grad breiten Streifens sehr bald festgestellt werden. Und daher haben wir zunächst die Einteilung dieses Streifens in die 27 oder 28 Mondhäuser, die bei sehr vielen Völkern vorhanden sind. Aus diesen sehr ungleich verteilten Mondhäusern hat man dann später die zwölf Bilder des bekannten Tierkreises zusammengefaßt.

Wenn wir nun berücksichtigen, daß eine mit Wasseruhren und Meßinstrumenten arbeitende Astronomie erst in der Blütezeit der Alexandriner auftritt, daß aber die Beziehung der Sonne zum Tierkreis schon viele Jahrhunderte vorher den Babyloniern bekannt war, so fragen wir uns, wie man dies hat feststellen können. Wir haben da als Mittel den Mond. Es war zunächst zu erkennen, daß der Vollmond immer der Sonne gegenübersteht. Sodann war festzustellen, daß der Vollmond immer um ein Sternbild weiterrückt und nach einem Jahre wieder im gleichen Sternbild steht. Eine weitere Erkenntnis war dann die, daß der Vollmond immer in demjenigen Tierkreisbild steht, in dem die Sonne ein halbes Jahr vorher gestanden hat.

Dazu gehört freilich schon eine ganze Menge, d h. ein einigermaßen brauchbarer Kalender, die Möglichkeit, solche Beobachtungen aufzuzeichnen, und eine sehr lange Zeit der Beobachtungen. Aber die Zeit von einem Vollmond bis zum nächsten, nämlich rund 29,53 Tage, ein synodischer Monat, geht nicht in einem Jahre auf. Zwölf dieser Monate sind 354,36 Tage, so daß an einem Jahre ein Tag fehlt. Bedenkt man nun, daß in dieser Zeit der Mond ein halbes Tierkreisbild durchläuft, und daß der Zeitpunkt des Vollmondes mit bloßem Auge nur sehr ungenau festzustellen ist, so sieht man ohne weiteres ein, daß sehr viel dazu gehört, ehe man mit Sicherheit sagen konnte, daß die Sonne zur Zeit etwa der Sommersonnenwende in einem bestimmten Sternbild stünde. Es ist auch die Frage, ob einem primitiven Volke an dieser Feststellung etwas liegen konnte, denn die Sterne sind bei Tage nicht zu sehen, und der Himmel des Tages und jener der Nacht sind zwei verschiedene Dinge.

Wo man aber darauf achtete und aus Gründen der Mythologie oder der Ordnung des Kalenders den Sonnenlauf beaufsichtigte, da mußte man bei hinreichend genauen Feststellungen finden, daß ein bestimmter Punkt, etwa der Frühlingspunkt, im Laufe der Zeiten seinen Ort zu verschieben schien. Wir können heute rückschauend sagen, daß dieser Punkt um 4000 v. Chr. aus den Zwillingen in den Stier rückte, um 2000 in den Widder, um 0 in die Fische, aber ehe die Babylonier diese Veränderung als wirklich vollendet feststellen konnten, da war sie sicher schon mehrere Jahrhunderte vorbei. Wir stehen ja wieder am Ende von einem solchen sogenannten Weltzeitalter.

Der Frühlingspunkt wird in absehbarer Zeit in den Wassermann rücken. Aber es ist unmöglich, anzugeben, wann das der Fall sein wird. Man sehe sich einmal die Sternkarte in dieser Gegend an. Wo liegt die Grenze zwischen Fischen und Wassermann? Sie ist von uns zu ganz anderen Zwecken recht willkürlich gezogen worden. Für die Alten und für die Primitiven ist ein Sternbild eine Gruppe hellerer Sterne, die zusammengepaart werden. Aber der manchmal breite Raum dazwischen, ohne helle Sterne, wohin gehört er? So wird immer eine große Unsicherheit über den Zeitpunkt des Grenzübertrittes bestehen müssen. In 70 Jahren rückt der Frühlingspunkt um einen Grad vor, wie wenig ist das auf der Sternkarte! Wir brauchen also die Grenzen nur um ein paar Grad anders anzunehmen, und verrücken damit auch jenen Zeitpunkt um etliche Jahrhunderte.

Diese Ausführungen zeigen also, daß es nicht so einfach ist, den Ort der Sonne am Himmel ohne Instrumente anzugeben, daß ferner die Festlegung vom Äquator gegen die Ekliptik ziemlich schwierig ist, und daß zuletzt die Abgrenzung der Weltzeitalter gegeneinander nur sehr roh geschehen kann. Wenn aber Herman Wirth im „Aufgang der Menschheit" (Texttafel IX) die Weltzeitalter bis gegen 16000 v. Chr. zurückverfolgt und nach einer mündlichen Mitteilung überzeugt ist, diese Feststellung als richtig beweisen zu können, so wäre damit ein Beweis für ein uns unbegreiflich hohes Wissen und Können unserer nordischen Ahnen geliefert worden.

Mittelalterliche Kalkbrennereien in Ostthüringen

Von Rudolf Hundt

Nur selten findet man in alten Kulturgeschichten, in Geschichten der technischen Wissenschaften Angaben über mittelalterliche Kalkofenkonstruktionen. Das machte sich so recht bemerkbar, als man die ältesten Kalköfen Mitteldeutschlands bei Caaschwitz ausgegraben hatte [1]). Dem Entgegenkommen der Fa. Fr. W. Anacker ist es zu danken, daß durch ordnungsgemäße Ausgrabung der alten Kalköfen ein Beitrag zur Geschichte der Kalkgewinnung hier gegeben werden kann.

Im Mai 1932 baute man in Caaschwitz an der Straße von Gera nach Zeitz—Leipzig oder Gera—Eisenberg im Gelände der alten Kalkbrennerfamilie Fr. W. Anacker (Kalk- und Ziegelwerke) eine Laderampe. Dabei legte man rotgebrannte Lehme frei, die sich kreisförmig verfolgen ließen. Man ging dieser Erscheinung, die sich unter einer landwirtschaftlich seit Jahrhunderten genützten Bodendecke zeigte, nach und stieß dabei auf Reste von gesetzten Kalksteinen (Ausfütterung), die auf einen alten Kalkofen hinwiesen (Abb. 1 und 2). Auf der Feuerzunge, als die man die gesetzten Kalksteine erkannte, lag ein „Spinnwirtel", dessen Rohmaterial aus der Eisenberger Gegend stammt und der Glasur zeigt. Die Feuerzunge ist eine Trennmauer zwischen 2 Feuerungen, die in halber Höhe in den Ofen hineinragt.

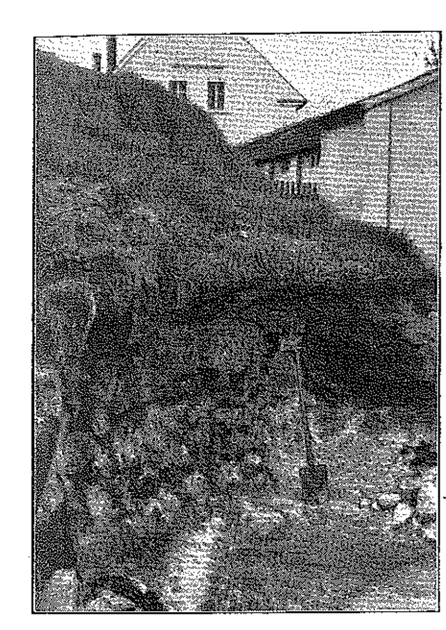
Nachdem dieser Kalkofen (Abb. 3) ausgegraben worden war, entdeckte Hans Anacker einen noch primitiven Feldbrandofen hinter der Ziegelei am Berghange, der aber einen nicht so deutlichen Einblick in die Art des Kalkbrennens erlaubte, wie der erste. Er hatte nur eine Feuerung und machte sich nur durch den rotgebrannten Lehm bemerkbar.

Das Sonderbare war, daß keine Flurkarte — die älteste geht bis zum Jahre 1842 zurück — etwas von der ehemaligen Anwesenheit der Kalkbrennereien verriet. Die ältesten Bewohner von Caaschwitz konnten sich nicht an irgendwelche Erzählungen ihrer Vorfahren erinnern, in denen von diesen Kalköfen die Rede gewesen wäre. Das 1195 zuerst erwähnte Rittergut Caaschwitz besitzt keine Aktenaufzeichnung, in der diese Kalkwerke Erwähnung finden. Und doch zeigt der eine Ofen, daß die alte Kalkbrennerei nicht unbedeutend gewesen sein muß.

---

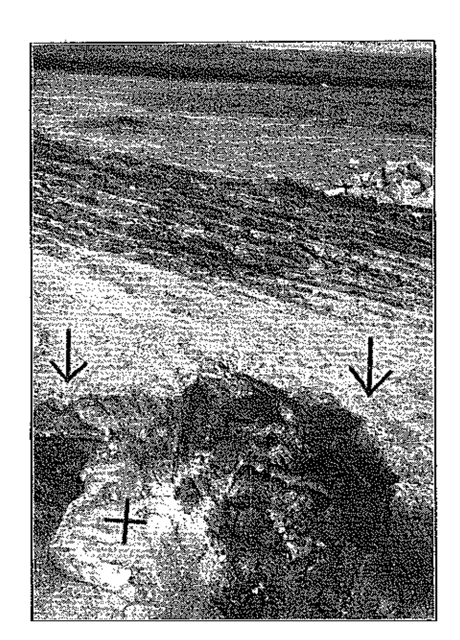
[1]) Die „Kalkfrage" ist verschiedentlich in „Germanien" schon gestreift worden (s. a. Stichwort „Kalkmörtel" im Sachverzeichnis bei Teudt, German. Heiligtümer). Wir glauben deshalb, daß dieser Bericht über die Aufdeckung einer mittelalterlichen Kalkbrennerei die Teilnahme zahlreicher Leser finden wird. Schriftleitung.

„Der nordische Boden und der nordische Mensch unter dem ruhigeren Himmel werden der Schauplatz sein, wo die asiatische Spinnenarbeit zerrissen wird. Hier wird ein anderes und besseres Gemüt sich betätigen und ein höheres Vertrauen sich aufrichten, als es je unter den Rassen der Halbmenschen aufkommen konnte, die uns mit ihren Religionsausgeburten heimgesucht und so lange gegen unser eigenes besseres Wesen getäuscht haben." Eugen Dühring



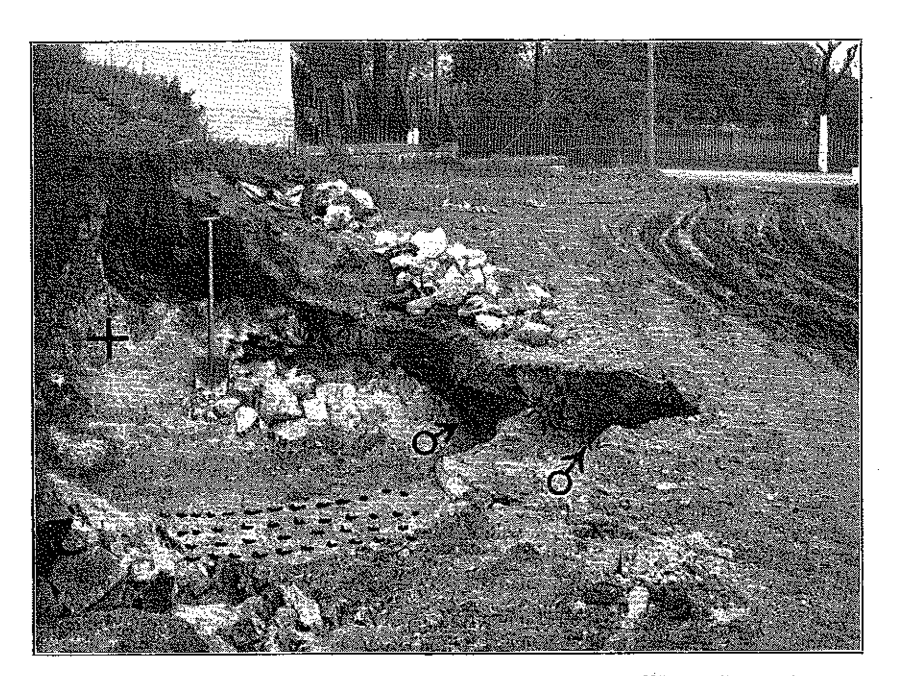
Phot.: Hans Anacker.

Abb. 1. Futter des alten Kalkofens bei Caaschwitz.



Phot.: Hans Anacker.

Abb. 2. + = Feuerzunge des Kalkofens.
↓ = Feuerungen.



Phot.: Hans Anacker.

Abb. 3. ♂ = die beiden Feuerungen des Kalkofens.
[punktiert] = Feuerzunge.
+ = Ofenfutter an der Abhangseite des Ofens.

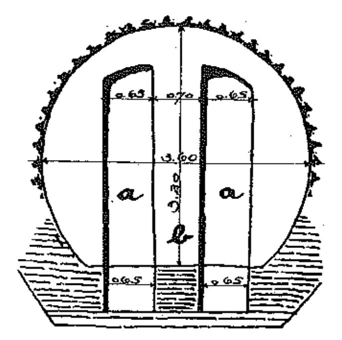


Abb. 4. Querschnitt durch den Unterbau des Kalkofens.
a = Feuerungen, b = Feuerzunge.

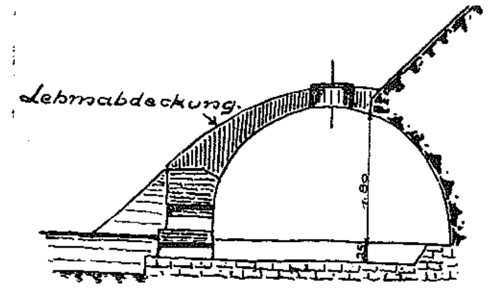


Abb. 5. Längsschnitt durch den rekonstr. Kalkofen.

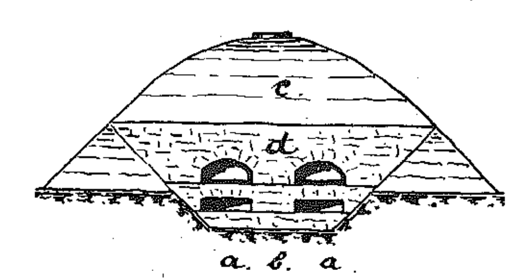


Abb. 6. Kalkofen wiederhergestellt. a = Feuerungen b = Feuerzunge, c = Teil des Ofens, der nach jedem Brande erneuert wurde; d = fester Unterbau.
(Zeichnungen von Dir. Hänse)

Der Durchmesser des stabileren Ofens beträgt 4 Meter. An der Ostseite befinden sich zwei Feuerungen, die durch Kalksteinsetzung kenntlich gemacht sind und durch Lehm geschlossen wurden. Nach Freilegung des südlichen Feuerloches kam eine interessante Erscheinung zutage. Das Feuerloch ist 1,50 Meter lang und 65 Zentimeter breit (s. Abb. 4—6). Auf dieser 1,50 Meter Länge befindet sich eine aus gebranntem Lehm bestehende Brücke, unter der sich ein 25 Zentimeter hoher Kanal befindet, den man als Unterzug auffassen muß. Auf dem Lehmgewölbe fand sich als Feuerloch in Ofennähe eine 15 Zentimeter starke Steinsetzung aus Sandsteinen des unteren Buntsandsteins, der in der Nähe ansteht und sich insofern großartig bewährt hat, als der kalkigkieselige Zement zwischen den Quarzkörnern, aus denen der Buntsandstein aufgebaut ist, das Material zu den festanhaftenden Glasurrinden lieferte, die den stark feuerbeanspruchten Stein stellenweise überziehen. Die Quarzkörner sind erhalten geblieben —, und die Löscher im Gestein stellen die Reste des ausgebrannten Zements dar. Weiter nach vorn fand sich nochmals eine 20 Zentimeter starke Steinsetzung aus Kalksteinen, deren Zweck nicht erkannt werden konnte. Am Ausgang der Feuerung bemerkte man sehr deutlich eine Wechsellagerung von Lehm im Liegenden, darüber dunkel gefärbte Brandschichten und darauf 0,50 Meter aufgeschütteten Boden.

Nach diesem Querschnitt des freigelegten Feuerkanals kann man sich die Feuerungsmethode folgendermaßen rekonstruieren: In die im Ofen befindlichen, durch die Feuerzunge getrennten Vertiefungen wurde das Brennholz aufgefüllt. Über das Tunnelgewölbe der Feuerung hinweg ging die Heizung vor sich, die durch den Kanal unter dem Lehmgewölbe Frischluft bekam. Über das Holz und zwischen das bis zur Oberfläche des bei jedem Brennvorgang erneuerten Oberbaues reichenden Holzes baute man den Rohkalk ein.

Genau nach Westen hin verläuft zwischen den beiden Feuerungen die Feuerzunge, die aus Kalksteinen gemauert ist. Die Heizzunge ist zwischen den Feuerungen 70 Zentimeter breit, setzt nach 1,10 Meter ab und verläuft als Feuerzunge in einer Breite von 20 Zentimeter und gegen 20 Zentimeter Höhe weiter. Sie mag früher noch höher gewesen sein, aber beim Ausgraben lösten sich die glasierten Decksteine der Feuerzunge ab. Von der Feuerzunge aus muß der Ofen, den man sich als eine Art von Backofen vorstellen muß, noch 1,80 Meter hoch gewesen sein. Die Heizzunge ist auf der Zeichnung gleich breit und gleich hoch rekonstruiert.

Äußerst interessant ist das Futter der Kuppel und der Vertiefungen zu beiden Seiten der Feuerzunge. Dieses Futter baut sich aus zwei verschiedenen Schichten auf, einem Lehmfutter außen und einem Kieselfutter innen.

Um die Rundung des kuppelförmig gebauten Ofens bei jeder Ingebrauchnahme herauszubringen, hat man Weidenruten gebogen, um außer der Form eine Anheftungsfläche für das äußere Futter, für den Lehm, zu bekommen. Heute ist noch überall dieses rotgebrannte Futter in einer Stärke von 8 Zentimeter vorhanden. Man sieht an den Außenseiten dieses Lehmfutters noch sehr deutlich die Eindrücke der parallellaufenden Weidenruten. Um diesem Lehmfutter innerlich erhöhte Festigkeit zu geben, hat man den Lehm mit Gräsern vermengt, von denen deutliche Eindrücke erhalten sind.

An das Lehmfutter klebte man Sand und feinkörnigen Kies, der die Innenseite des Futters in einer Stärke von 8 Zentimeter ausmacht. Dieses Kieselfutter ist überall geschmolzen und bildet eine breckziöse Masse. Auf der Bodenplatte bildet das Kieselfutter die Innenseite und ist zwischen Wand und Feuerzunge als Bodenplatte vollkommen zusammengeschmolzen.

Man fand beim Ausgraben noch Brennstoffreste. Gefeuert wurde mit Holz oder Holzkohle, die von den Feuerlöchern aus in die Bodendellen gelegt und sicher von da aus auch senkrecht nach oben aufgerichtet wurde. Um solche Holzsäulen herum hat man sicherlich die zu brennenden Kalksteine gebaut. In der Kuppel befanden sich mehrere Öffnungen, die dem Feuer den Zug vermittelten.

Aus den Maßen ergibt sich, daß man in diesem Ofen gegen 100 Zentner Kalkstein unterbringen konnte, aus dem man gegen 50 Zentner gebrannten Kalk gewann.

Man hat Proben von Weiß-Stückkalk und gelöschtem Pulverkalk gefunden. Auch Holzkohlen fanden sich. Man muß sich vorstellen, daß die Hitze durch Inkohlung erzeugt wurde, so wie es heute noch beim Meiler vor sich geht. Wenn das Holz mit offenen Flammen gebrannt hätte, wäre Asche übriggeblieben. Obgleich der gebrannte und mit der Zeit gelöschte Kalk schon Jahrhunderte in dem Ofen lag, haben Bindungsversuche an Ziegeln den Beweis erbracht, daß er die Bindekraft noch nicht verloren hatte.

Es interessiert uns nun, welches Rohmaterial die Kalkbrenner des Mittelalters in Caaschwitz verwendet haben.

Gebrannt wurde Weißkalk aus dem Oberen Zechstein, und zwar nach den aufgefundenen Proben ausschließlich Weißkalk. Das ist deshalb verwunderlich, weil die heute in Betrieb befindlichen Kalkwerke Ostthüringens, die ihr Rohmaterial aus dem Zechstein nehmen, außer einem Kalkwerk in Königssee, ihre Steine dem Dolomit entnehmen und daraus Graukalk brennen. Nur im Caaschwitzer und im Wetterzeubener Profil des Oberen Zechsteins schalten sich einzelne Weißkalkbänke ein. Die geologischen Verhältnisse des von den Alten ausgebeuteten Profils von Caaschwitz behandelt die Arbeit des Verfassers: „Fazielle Entwicklung des Oberen Zechsteins Ostthüringens“ (Zeitschrift für Naturwissenschaften; 90. Jahrg. Halle, 1933). Der Caaschwitzer Kalkbrenner des Mittelalters kannte diese Bänke und bezog aus ihnen sein Rohmaterial.

Wenn man die Größe des Ofens und die Menge des darin gewonnenen gebrannten Kalkes betrachtet und sich vorstellt, daß der Bedarf im 14., 15., 16. Jahrhundert für eine Gemeinde nicht so groß gewesen sein dürfte, dann kann man verstehen, daß man deshalb Weißkalk brannte, weil man ihn sumpfen und in dieser Form sehr lange aufbewahren konnte. Er wird als Mörtel in der weiteren Umgebung gesucht gewesen sein. Wahrscheinlich stammt der zum Bau der alten „Kaiserpfalz Kempe“ bei Breitenbach und zum Bergfried von Haynsburg des Schlosses Crossen an der Elster verwendete Mörtelkalk auch schon aus Caaschwitzer Feldbrandöfen.

Nach der primitiven Bauart muß man den Beginn der Caaschwitzer Kalkbrennerei in das 13. Jahrhundert zurückverlegen. Der aus der Feuerzunge gefundene glasierte Spinnwirtel

stammt aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, was mir dankenswerterweise der Geraer Prähistoriker Bruno Brause mitteilte. Also um 1550 war nach dem Fund des Spinnwirtels der Ofen noch im Betrieb; um 1640, also im Dreißigjährigen Kriege, deutete nach P. E. Kretschmer („Bei Kaschwitz in der unteren Elsteraue", Gera 1924) nur noch der Personenname „Kalchofen" auf die ehemalige Kalkindustrie hin.

Vermutlich hat also diese Industrie im Dreißigjährigen Kriege ihren Untergang gefunden.

Ganz in der Nähe dieses Kalkofens war der Sage nach eine hochentwickelte keramische Industrie zu Hause. Robert Eisel schreibt in seinem „Sagenbuch des Voigtlandes" (Gera 1871): „Gleina bei Köstritz hatte vordem eine viel größere Bedeutung als heute. Ein Haus dort heißt zum Beispiel noch heute Vicarey, und Äcker in der Nähe werden von damals her noch heute die Spitteläcker genannt und die Töpferäcker. Auf letzteren fand man zuweilen noch die Scherben von dem Markte, der dort abgehalten wurde und bei dem besonders die Töpfer feilgehalten haben. Die Burg aber stand auf dem nahen Kalkhügel." Dazu ist zu bemerken, daß in der Nähe von Gleina und Caaschwitz des öfteren aus Gräbern und Wohngruben neusteinzeitliche Scherben ausgeackert oder ausgegraben worden sind.

Einen alten Feldbrandofen, in dem Kalk gebrannt worden ist, hatte man im Jahre 1925 in Wünschendorf auf dem Gelände des Kalkwerkes des Verkaufs-Vereins Sächs.-Thür. Kalkwerke angeschürft. Er war regelrecht gemauert und besaß ein Futter aus Platten, die dem Hauptquarzit des Untersilurs der Hüttchenberge bei Wünschendorf entstammen. Dieser Kalkbrandofen stammt aus dem 18. Jahrhundert, ist also dem Caaschwitzer gegenüber jung. Leider ist er, ohne vorher im Bilde festgehalten zu sein, dem Abbau der Dolomite zum Opfer gefallen.

P. E. Kretschmer gibt in seinen „Kulturhistorischen Wanderungen im alten Reußenlande und seinen Nachbargebieten" an, daß in der Elsteraue im 10. und 11. Jahrhundert der erste Steinbau begann, und die eigenartige Fugentechnik, wie sie der Crossener und Haynsburger Turm aufweist, etwa bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts hier geübt worden ist. Es muß demnach schon damals in der Elsteraue Mörtelkalk gewonnen worden sein. Kretschmer führt weiter an, daß bei Wetterzeube schon im frühen Mittelalter von Pegauer und Zeitzer Bürgern Kalksteine gebrochen worden sind. Ob Kalk gebrannt wurde, oder die Steine als Werksteine verwendet wurden, geht aus den Aufzeichnungen nicht hervor. 1525 erwarb nach Kretschmer der „Wohlweise Rath zu Zeitz" von Bastian Reichardt eine Kalklagerstätte zu Wetterzeyl. Der Droyßiger Schloßherr von Bünau schloß 1563 mit dem Zeitzer Rat einen Vertrag ab, wonach für eine Kubikrute Kalkstein 9 alte Schock 5 Gr. gezahlt werden mußten, 1579 und 1603 geriet man wegen des Steinbrechens zu Wetterzeyl und Podebols mit dem Amte Weißenfels in Konflikt. Um 1100 ist auch das Mauerwerk der alten Steinburg, heute Kempe, als kaiserliches Jagdschloß erbaut worden.

Obgleich das Zechsteinprofil von Wetterzeube im großen und ganzen dem von Caaschwitz glich — auch hier finden sich Weißkalkbänke —, scheint es, daß man bei Wetterzeube vorzugsweise Werksteine gebrochen hat, und bei Caaschwitz Kalk brannte.

Höchstwahrscheinlich ist die Form des Caaschwitzer Kalkbrandofens vom Töpferofen übernommen worden und gehört so zu den primitivsten Kalkfeldbrandöfen Mitteldeutschlands.

Nur der Unterbau war stabil angelegt, während die Kuppel höchstwahrscheinlich vor jedem neuen Brennprozeß durch gebogene Weidenruten immer wieder erneuert wurde.

Ein dritter Kalkofen wurde in der Nähe des beschriebenen stabileren Kalkofens ausgegraben. Er liegt unmittelbar am Abhang, der aus Lehm aufgebaut ist. Man hat in die Lehmwand einen Hohlraum gegraben, der an der Basis, 2,50 Meter Durchmesser

hat und Manneshöhe aufweist. Dieser kreisrunde Hohlraum zeigte weder Futter noch Steinsetzung. Von der Feuerung konnte nichts mehr studiert werden, da Gebäude die vollkommene Freilegung verhindern. Allem Anschein nach baute man die zu brennenden Kalksteine in den Hohlraum im Lehm hinein und benutzte die Lehmwand als Futter. Bis 40 Zentimeter Stärke ist der Lehm durch das Feuer ziegelrot gebrannt. An diesem Futter hängen an der Innenseite noch Stücke gebrannten Kalkes. Diese Ofenform scheint die primitivste zu sein, die in den Caaschwitzer Brennereien üblich war.

Dem Alter nach reihen sich die Caaschwitzer mittelalterlichen Kalköfen folgendermaßen auf: Der älteste ist der in den Lehm des Abhanges hineingebaute Ofen. Dann folgt der Feldbrandofen, den man auf der Terrasse hinter der Ziegelei freigelegt hat und der schon Futter zeigt. Der jüngste ist der Feldbrandofen mit dem stabilen Unterbau, der eine ausführliche Schilderung erfahren hat.

Leider konnten durch die errichteten Baulichkeiten die beiden ältesten nicht erhalten werden. Die Bodendecke des jüngsten Ofens mit der stabileren Bauart ist von dem Fr. W. Anackerschen Kalk- und Ziegelwerke insofern der Nachwelt überliefert, als man den Unterbau, ohne ihn zu zerstören, zuschüttete, weil man eine Grubenbahn über die Stelle hinweglegen mußte.

Für die freundliche Unterstützung durch Photos und Rekonstruktionszeichnungen sage ich Herrn Kalkwerksbesitzer Hans Anacker, Herrn Rittergutsbesitzer Kurt Rätze und Herrn Direktor Walter Hänse meinen besten Dank.

Durch das Auffinden der Caaschwitzer mittelalterlichen Kalkbrennereien ist ein beachtenswerter Beitrag zur Geschichte der Kalkbrennerei im Norden überhaupt geleistet worden.

Die „Jägerstühle" bei den Bodensteiner Klippen im Hainberg

Von Dr. Harmsen

Im Hainberg, dessen drei von Norden nach Süden sich erstreckende Höhenrücken zwischen den Orten Sillium im Norden und Bodenstein im Süden sich emporheben, liegt im Gebiet der sogen. Bodensteiner Klippen (die zur Feldmark der Gemeinde Sehlde gehören) ein Felsen, der im Volksmunde die „Sofaklippe" genannt wird. An dessen Westfuße befindet sich ein kleiner Platz, der im Volksmunde das „Paradies" oder die „Jägerstühle" genannt wird (Abb. 1 [= Skizze] und Abb. 2).

Es steht dort eine gewachsene 4 m hohe, 2½ m schmale Klippe a. An ihrer östlichen Schmalseite befindet sich eine kleine, ca. 2 m breite, ca. 60 cm tiefe und ca. 30 cm hohe Erdaufschüttung c. Diese ist durch zwei flache, in die Erde eingelassene Steine an der Vorderseite begrenzt b. Außer einzelnen Felsbrocken liegen auf der Nordseite des Platzes zwei Felsstücke d^1 und d^2, die in Form von Lehnsesseln bearbeitet sind. Welcher Art die Bearbeitung ist, kann man heute nur schwer noch feststellen. In dem Sitze des Sessels d^2 (Abb. 1 u. 3) sind verschiedene Zeichen eingemeißelt. Das eine in Form eines liegenden M. Ein weiteres darüber ist heute nur noch schwer feststellbar.

Geht man von dem Felsen auf dessen verlängerter Mittelachse einige Schritte (6 m) nach Osten, so sieht man in dem Boden einen nach dem Felsen zu offenen Halbkreis (e^1 der Abb. 1) von 2 m Durchmesser, der ca. 20 cm in den Boden eingelassen und durch senkrecht gestellte Steine abgesteift ist. Nördlich dieses Halbkreises, in einer Entfernung

von ca. 4,5 m und ebenfalls 6 m von dem Felsen entfernt, ist ein Halbkreis (e² der Abb. 1) ganz gleicher Bauart in die Erde eingelassen.

Vergleicht man diese Anlage mit der in „Germanien", Jg. 1933, S. 186, abgebildeten

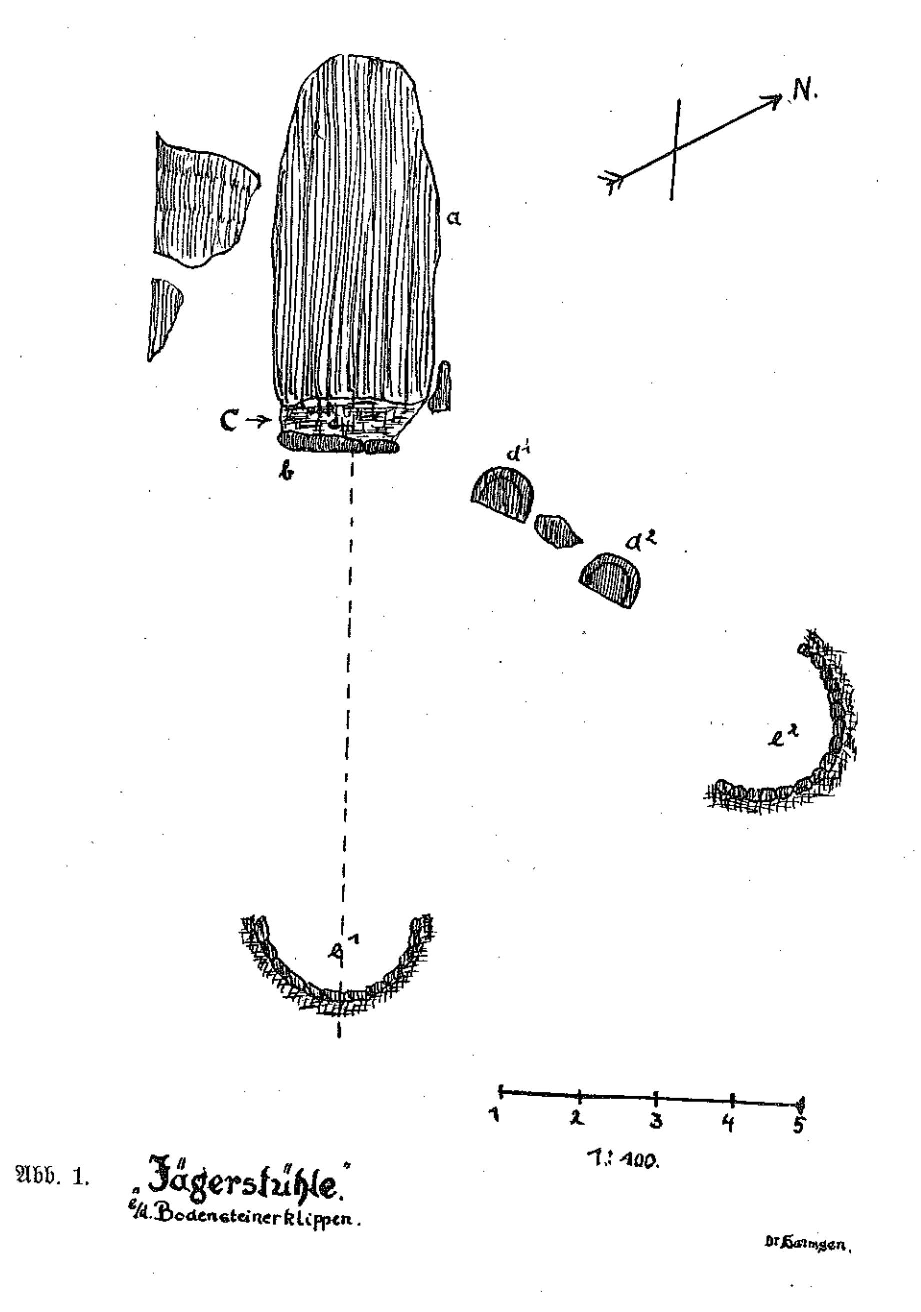


Abb. 1. „Jägerstühle."
ö/d. Bodensteinerklippen.

Herforder Gerichtssitzung, so fallen einem bei der Betrachtung dieses Bildes die im Vordergrunde stehenden zwei Schranken auf. Diese bilden ein nach dem Richter zu offenes halbes Sechseck. In ihnen stehen scheinbar die streitenden Parteien mit ihren Streit-

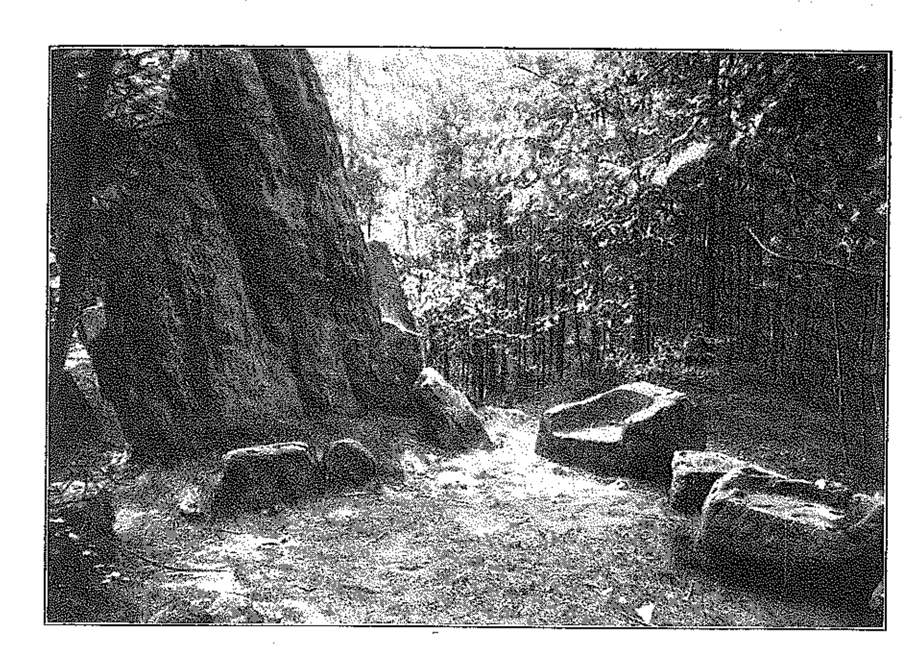


Abb. 2. Die „Jägerstühle" am Westfuße der „Sofaklippe" bei Hainberg.

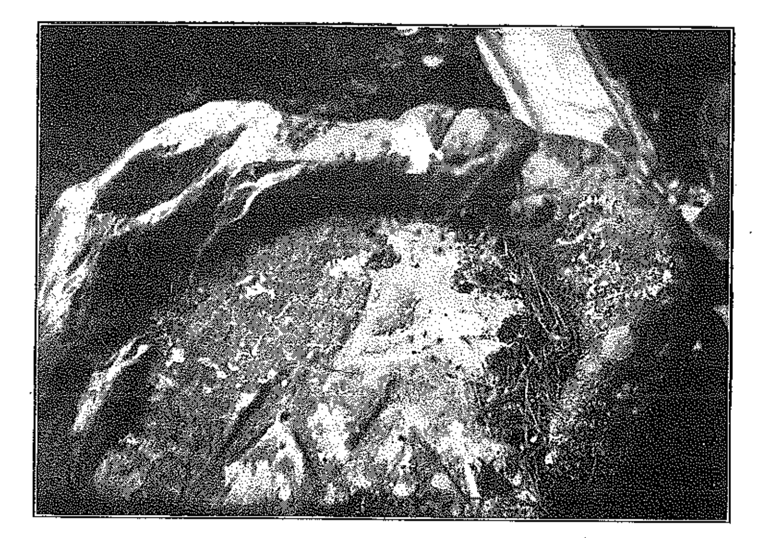


Abb. 3. Sesselsitz (d² der Abb. 1) mit eingemeißelten Zeichen.

helfern. Es ist nicht ausgeschlossen, daß diese ganze Anlage der Jägerstühle mit den halbkreisförmigen Steinsetzungen, der Aufschüttung am Fuße des Felsens und den Steinsesseln ebenfalls Gerichtszwecken gedient hat. Denn diese Anlage der sogen. Jägerstühle zwingt einem fast dazu, die Anlage der Herforder Schöffenstühle auf diese Anlage sinngemäß zu übertragen. Demnach könnte man also annehmen, daß die „Jägerstühle" eine uralte Thingstätte gewesen sind.

Volkskundliches aus dem Riesengebirge

(Tallsackmarkt, Walenzeichen und Sühnekreuze)

Von Studienrat Dr. Max Göbel, Hirschberg

Alljährlich am Palmsonntage herrscht auf den Plätzen und Straßen von *Bad Warmbrunn* im Riesengebirge buntes Jahrmarktstreiben. Alle Genüsse eines Volksfestes bieten sich den Besuchern, die aus dem ganzen Hirschberger Tale dort zusammenströmen. Die unbestrittene Hauptrolle aber spielt der „Tallsack", der dem Feste den Namen Tallsackmarkt gab. In jedem Bäckerladen, in jeder Bude, die Eßwaren feilhält, prangt er, stattlich und schön aus Kuchenteig gebildet, die Arme halbkreisförmig in die Hüften gestützt, die Beine in der Paradestellung der Grenadiere des Alten Fritz stämmig und trutzig gespreizt, guckt mit listigen Rosinenaugen in die Welt, die sich immer gleich bleibt, und wartet, bis sich sein Schicksal erfüllt und der Bauernbursch ihn seinem Mädchen als sichtbares Zeichen zärtlicher Beziehung überreicht.

Ursprung und Bedeutung der *Tallsackfigur* sind vielumstritten. Neben der Namensform „Tallsack" findet sich auch die Bezeichnung „Dallsack", mundartlich „Dollsack". Man hat an das gotische dulths, das eine Opferfeier bezeichnet, zur Erklärung gedacht; im Dialektworte „Dult", das im Bayrischen den Jahrmarkt bedeutet, ist es noch heute erhalten. Freilich wird diese Deutung der zweiten Silbe des Wortes Tallsack keineswegs gerecht, ganz abgesehen davon, daß sprachliche Beziehungen der schlesischen Mundart zur bayrischen, was den Wortschatz im engeren Sinne anlangt, ferner liegen. Man hat weiterhin die im Hochstift Eichstätt in Mittelfranken bis etwa ums Jahr 1800 herrschende Sitte, am Fastnachtsdienstage einen Strohmann, den „Döll", als Sinnbild der Vernichtung des Winters zu verbrennen, zur Erklärung herangezogen. Daß er mit dem schlesischen Tallsack verwandt ist, wäre an sich nicht unmöglich, wenn man an die Einwanderung fränkischer Kolonisten in Schlesien im 13. Jahrhundert denkt. Aber leider läßt die Historie mit genaueren Nachrichten völlig im Stich: keine Urkunde, kein Schöppenbuch bringt den Nachweis für das Vorhandensein des Wortes „Dult" im schlesischen Sprachschatz, und auch der Döll ist eine in Schlesien sonst ganz unbekannte Erscheinung, die nirgends belegt ist. Wir wissen aus der Geschichte lediglich, daß im Jahre 1403 der Ritter Gotsche II. Schoff vom Kynast die „weißen Mönche", die Cistercienser, in die Propstei nach Warmbrunn berief und daß diese am Palmsonntage das mit einem Jahrmarkt verbundene Fest der Palmenweihe feierten. Da nahmen sich dann die Bergbauern die geweihten Palmen mit heim als Schutz gegen Krankheit von Menschen und Vieh, gegen Ungemach und Unheil aller Art.

So bringen die historischen Quellen in den Deutungsversuchen nicht weiter, und auch philologische Autoritäten wie Grimm und Weinhold wissen mit dem Worte im Grunde nichts anzufangen. Lediglich eine *Betrachtung der Tallsackfigur selbst* kann Klarheit bringen. Schon die halbkreisförmig gebogenen Arme sind auffällig. Sie erinnern an das Jahrzeichen, dessen Vorkommen Herman Wirth so vielfältig belegt hat. („Heilige Urschrift", Tafel 2; 6; 7, Nr. 1—3; 299, Nr. 5, 8, 9, 10). Aber weit auffälliger sind die Zieraten, die der Tallsack auf dem Leibe trägt. Es sind sämtlich Wirthsche Kultsymbole. Da findet sich die Spaltform des Ψ Zeichens, also ч, ferner das Zeichen q, das Hakenkreuz, das Malkreuz, das Horn, die Schlange, der zur Verschnürung umgedeutete Lebensbaum. Und wem auch dadurch noch nicht der Charakter des Tallsackes als eines uralten Opfergebäckes bewiesen erscheint, der möge sich die Tallsackfigur ansehen, die verblüffend an die Haltung des von Will Vesper beschriebenen Männchens von Oechsen erinnert

(Germanien 1933, 1. S. 16 u. 7. S. 214: der linke Arm ist halbkreisförmig in die Hüfte gestützt, der rechte ebenso zum Haupte erhoben (vgl. Wirth, Urschrift, Tafel 284). In der erhobenen Hand trägt die Figur waagerecht über dem Kopf einen kleinen Tallsack, eine Stellung, die ebenfalls an Wirthsche Kultsymbolik erinnert: es ist der „alte Gott" mit dem aus ihm hervorgehenden jungen Gott, dem Menschen (Wirth, Urschrift, Tafel 343).

Was soll nun aber der Name Tallsack? Unter Ablehnung der bisherigen Erklärungsversuche möchte ich an das mittelhochdeutsche Wort dult oder dolt denken, das das Ertragen eines Leidens, die Geduld, bezeichnet. Wenn man sich erinnert, daß das Volk am Sonntag Lätare als Ausdruck der Freude über die abgelaufene Herrschaft des Winters ausgestopfte Puppen verbrannte, die den Winter symbolisierten, so wird einem das Wort ohne weiteres klar. Vor dem Feuertode hatten diese Puppen noch Schlimmes zu erdulden: sie wurden im Takte mit Knüppeln geschlagen, wozu Hohn- und Spottlieder gesungen wurden. Erst dann wurde der Dulder, der ausgestopfte Sack, der „Duldsack" oder „Doltsack", dem Flammentode überliefert. Der „Doltsack", „Dollsack" oder „Tallsack" ist also nichts als ein *jahreszeitliches Sinnbild*.

Auch sonst finden sich im Riesengebirge manche Spuren uralten Volkstums. Die in Felsen eingehauenen sogenannten *Walenzeichen* sind durchaus nicht immer auf die Walen, die Venediger, die geheimnisvollen welschen Eindringlinge, zurückzuführen. Dafür zeugt die Bemerkung in einem der alten Walenbücher: „An den Steinen sind gehauen mancherlei Formen, in einer Form eines Mannes, da ein Hund, da ein Schild, hier ein Kreuz und sonst andere Zeichen. An dieselben darfst du dich nicht kehren." Sie waren also schon *vor* den Walen da. Bemerkenswert ist auch der Satz desselben Buches: „Von der hohen Leithe durch einen Grund nach der kleinen Leithe ... da findet man einen *Wallerstein*, darein ist gehauen ein Bischof und viele andere Zeichen." Hände, Füße, Kreuze, Halbmonde, Spieße, Beile, Pilgerstäbe sind ferner in den Walenbüchern erwähnt: lauter Zeichen, die aus der Kultsymbolik Herman Wirths wohlbekannt sind. Es dürfte nicht schwer halten, eine beachtliche Sammlung solcher Zeichen zusammenzustellen, die heute noch vorhanden sind. Besonders bemerkenswert sind die Hammerkreuze zweier Felsen auf dem Sattel zwischen Goldloch und Höllengrund am Fuße des Kynasts, in einer durch dort lokalisierte Sagen vom Wilden Jäger auf kultische Beziehungen hinweisenden Umgebung, ferner der dreifach gekreuzte Stab mit den beiden Jahressonnen in der Nähe des Adlerfelsens in Schreiberhau, schließlich die Hand und das Kreuz am Mannstein in Hain. Doch das sind nur Beispiele aus einer längeren Reihe verwandter Zeichen, die sich im Gebirge finden[1].

Unstreitig gehören in diesen Zusammenhang auch die sogenannten Sühnekreuze mit ihren seltsamen Darstellungen, den Äxten, Beilen, Armbrüsten, Rädern und Schwertern. Auf sie wurde kürzlich in dieser Zeitschrift hingewiesen (1933, Heft 4, S. 120 f.). Auch hierfür bietet das Riesengebirge und sein Vorland Material. Auffallend ist vor allem das Sühnekreuz an der Friedhofsmauer in Arnsdorf, das neben dem Schwert auch zwei Füße zeigt und so eine Beziehung auf mittelalterliche Rechtspflege von vornherein unmöglich macht.

Die in Angriff genommene genauere Untersuchung der Walenzeichen und Sühnekreuze wird gewiß noch manchen Beleg für die kultsymbolischen Theorien Herman Wirths zutage fördern.

[1]) Abbildungen von sogenannten Walenzeichen sind veröffentlicht von Robert Cogho (Volkssagen aus dem Riesen- und Isergebirge. Warmbrunn 1903), vor allem aber von W. Loewig (in der Zeitschrift „Schlesien" 3, 1909/10, S. 464—466 sowie in der Illustrierten Beilage zur Schlesischen Zeitung vom 12., 19. und 26. Juni 1926). Dort sind die Zeichen *sämtlich* den Walen zugeschrieben.

Rufer im Streit

Erstes Nordisches Thing. *Veröffentlichungen der „Väterkunde".* Bd. 1. Bremen: Angelsachsen-Verlag. 1933. 90 S. 8°. 1.25 RM.[1]). Wenn diese Besprechung in Druck geht, ist die 1. Auflage dieser Sammelschrift, die die in Bremen gehaltenen Vorträge enthält, schon ausverkauft. Ein erfreuliches Zeichen für den starken Widerhall, den das Erste Nordische Thing (vgl. Heft 8, S. 241), einberufen von Dr. h. c. Ludwig *Roselius*, überall gefunden hat. Seine Begrüßungsansprache kündete Sinn und Lehre des Things: „Not heißt Sieg" für Nordlands Söhne. Aus der Not entsteht Selbstbesinnung: Machen wir endlich einmal Schluß mit dem Ammenmärchen, daß wir vor 2000 Jahren noch Barbaren waren und unsere Kultur den Südländern verdanken." Roselius hat den Besuchern Bremens die Möglichkeit gegeben, sich zu überzeugen: er ließ durch H. *Müller-Brauel* die Sammlung „*Väterkunde*" aufbauen. „Es soll bewiesen werden, daß die nordische Kunst der anderer Völker nicht nur nicht nachsteht, sondern daß sie schöpferisch war und in fremden Ländern Kunsterzeugnisse nach sich gezogen hat, die die Nachwelt irrtümlicherweise als selbständige Schöpfung der betreffenden Völker angesehen hat."

Müller-Brauel berichtet in einem besonderen Beitrag, wie die Sammlung entstanden ist. Sein Ziel ist: die Herkunft und die Entwicklung des Volkes unserer nordischen Heimat aufzuzeigen, durch Zeugnisse darzutun, daß die im Norden Europas entstandene germanische Kultur *die höchste* aller Kulturen sei. M.-Br. war zunächst auf Nachbildungen angewiesen, und man hörte in Bremen in großer Freude, wie sehr man ihm in den skandinavischen Ländern entgegenkam, und mit Mißfallen, daß Kopenhagen jegliche Nachbildung versagte. Aber es gelang M.-Br. dann auch, Echtstücke zu erwerben (jetzt rund 25 000). Von der richtigen Voraussetzung ausgehend, daß unsere Herkunft bis in die Altsteinzeit zurückgeht, ist M.-Br. besonders darauf bedacht gewesen, die altsteinzeitlichen Kulturen übersichtlich in ihrer Entwicklung zu zeigen. Dieser Teil der Sammlung ist sehr reichhaltig und mustergültig aufgebaut. Es ist besonders zu begrüßen, daß nicht nur die sogenannten Leittypen ausgestellt sind, sondern zahlreich auch die bisher so oft und zu Unrecht beiseite geschobenen untypischen Stücke, die dringend notwendig sind, um das Gesamtbild einer vergangenen Kultur zu zeigen. Wir können hier nicht darlegen, was für die jüngeren Zeiten noch an prachtvollen Echtstücken und meisterhaften Nachbildungen bis in die Wikingerzeit vorhanden ist oder noch in Aussicht steht, und welche Fragen mit all diesen Dingen verknüpft sind — aber der Satz, mit dem M.-B. schließt, soll hier noch vermerkt werden: „Das Bild unserer Vergangenheit ist mir zeitlebens *etwas Heiliges* gewesen und geblieben."

Den ersten, höchst zeitgemäßen Vortrag hielt Prof. Dr. O. *Reche-Leipzig*: Die Urbevölkerung Nordwestdeutschlands. Wir wissen zwar, daß dies Gebiet in der letzten Zwischeneiszeit besiedelt gewesen ist, aber erst für die Nacheiszeit können wir an die Aufstellung einer rassenmäßigen Ahnenreihe denken. Die nordeuropäische Bevölkerung muß aus mitteldeutschen und westeuropäischen Anteilen entstanden sein, da diese Gebiete auch während der letzten Eiszeit klimatisch begünstigt gewesen sind. Für die Nordwanderung der Leute aus dem Westen ist auch das heute versunkene Nordseegebiet von Bedeutung. Rassenmäßig gehören die Einwanderer zur fälischen Rasse (Cro-Magnon), für die heute helle Haut, blondes Haar und blaue Augen ziemlich als erwiesen gelten können, und zur Nordischen Rasse. *Andere Rassen kommen nicht in Betracht*, Kurzköpfe treten erst viel später auf. R. hält — und das ist besonders bedeutsam gegenüber der seinerzeit von Paudler durchgeführten scharfen Trennung — die Fälische und die Nordische Rasse für nahe verwandt, nur für Varianten „von denen die Fälische vielleicht eine etwas altertümlichere Ausprägung zeigt, und zwar besonders im Bau des Gesichtes, das um eine Schattierung härter und einfacher ist". Unserer Meinung nach bestehen aber deutliche Unterschiede in der seelischen Haltung. Die bislang in Alt-Niederdeutschland gemachten Funde bestätigen die Richtigkeit des Schlusses, den man auf Grund der Verhältnisse der benachbarten westlichen und südlichen Gebiete ziehen mußte.

[1]) Wir bringen diese Ausführungen zweckmäßig unter „R. i. Str.", zumal der Raum in der „Bücherwaage" zu knapp bemessen ist. Schriftleitung.

An die rassenmäßige Untersuchung schloß sich die Betrachtung der ältesten Werkzeughinterlassenschaft durch Prof. Dr. J. *Andree-Münster* i. W.: Die Besiedlung NW.-Deutschlands an der Wende des Eiszeitalters. Auf diesen Vortrag kommen wir in größerem Zusammenhange noch zurück. Nur auf gewaltigen Fortschritt in der Erkenntnis, den uns die still und zäh arbeitende Altsachenforschung gebracht hat, möchten wir hier hinweisen: wir gehen heute schon daran, die Kulturkreise, die vor etwa 25 000 Jahren in Niederdeutschland bestanden haben, nach ihrer Verschiedenheit zu gliedern, und vor 6 Jahren dachte man noch nicht an die Möglichkeit, daß diese Gebiete regelrecht besiedelt gewesen sein könnten!

Einen äußerst aufschlußreichen Vortrag hielt Prof. Dr. G. *Schwantes-Kiel*: Germanische Völkerwanderungen vor Christi Geburt. Seine lesenswerte Einleitung schließt mit den Worten: „Am ungestörtesten behaupteten nur die Germanen ihre Urheimat und so ergibt sich der . . . Schluß, daß *kein Volk seine Ahnenreihe weiter zurückdatieren kann als das germanische*." Das Ergebnis seiner Untersuchung, in der in Einzelheiten die Arbeit eines Menschenalters steckt, faßt Schwantes so zusammen: „Um 550 v. Chr. Einwanderung der Elbgermanen aus dem nordischen Gebiet. Gleichzeitig Vorstoßen der Bastarnen — Skiren nach Schlesien und weitgehende Verdrängung der Illyrier an der gesamten Germanenfront. — Um 300 v. Chr. Abwanderung der Bastarnen-Skiren nach Südrußland. Vorstöße der Elbgermanen nach dem Osten und Südosten (wahrscheinlich auch ins Alpengebiet) und nach dem Westen. — Um 100 v. Chr. Einwanderung der ersten Ostgermanen nach Deutschland und Umsiedlungen im Elbgebiet, erstes Auftreten der Langobarden im östlichen Hannover. — Um Christi Geburt Einwanderung der Goten in Ostdeutschland."

In seinem Vortrag „Die Religion der Megalith-Kultur und die Entstehung der abendländischen Schrift" gab Prof. Dr. H. *Wirth* die Hauptlinien seiner Arbeit, die immer wieder davon ausgehen, daß die Schrift, als zweckhaft dem Tagesgebrauch dienend, erst recht jung ist, daß die Schriftzeichen ursprünglich Sinnbilder für die Abschnitte des Jahreslaufs sind und daß dieser wiederum in der nordischen Urzeit als Offenbarung Gottes angesehen wurde. Der kurze Beitrag in der Sammelschrift gibt nur die knappesten Umrisse des Vortrages, der in seiner Klarheit, Straffheit und Ergriffenheit einen außerordentlichen Eindruck auf die Hörer machte.

Prof. Dr. G. *Neckel-Berlin*, behandelte in seinem Vortrage „Die Herkunft der Runenschrift" teilweise das gleiche Gebiet. N. gibt zunächst eine ausgezeichnete, kurzgefaßte Übersicht über die verschiedenen Entlehnungstheorien. Er schließt: „Das Entlehntsein des Futhark (also der Folge der germanischen Runen) ist eine sehr unwahrscheinliche Behauptung. Seine Berührung mit einer Reihe südlicher Alphabete heischt Aufklärung auf anderem Wege." Die Entlehnung ist ihm ein Dogma „das im Grunde der Ausfluß ist des Vorurteils, wonach alles, was bei den heidnischen Germanen nach Kunst, Wissenschaft, Gesittung, Fortschritt oder sonstwie bedeutend aussah, notwendig Entlehnung aus dem an Fähigkeiten bevorzugten Süden sein mußte, da der nordischen Menschheit die Voraussetzungen zu spontaner Kultur gefehlt hätten." Wir freuen uns sehr, daß unser führender Germanist dieses Dogma und dieses Vorurteil entschieden ablehnt (s. a. seine grundsätzliche Stellungnahme zum Schlagwort ex oriente lux am Schluß seines Aufsatzes „Altnordische Himmelskunde", Völkische Schule, 1933, H. 5). — N. beschäftigt sich dann mit einem zweiten, für ihn ebenfalls unhaltbaren Dogma, das Alter der Runensteine erst auf etwa 250 nach Zeitwende anzusetzen. Wesentlich ist hier die erst seit einigen Jahren entdeckte Ritzung von Kårstadt am Nordfjord, für die N. mindestens die Mitte des letzten Jahrtausends vor Christus in Anspruch nimmt, aber auch eine noch frühere Ansetzung für möglich hält. — Aus der Übereinstimmung germanischer, keltischer, italischer und altgriechischer „Runen" folgert N. ein indogermanisch-runisches Uralphabet. „Das indogermanisch-runische Uralphabet darf also ebenso als Tatsache gelten, wie die Einheit der Indogermanen und innerhalb ihrer die der Kentumvölker[1] selbst." Dies angenommen, sind wir aber gezwungen, das Alter des gemeinsamen „Ur-Alphabets" sehr hoch anzusetzen, denn es muß doch schon vorhanden gewesen sein, ehe die Kentum-Völker in ihren späteren geschichtlichen Räumen auftreten! Und mit aller Vorsicht, doch mit Entschiedenheit

[1]) Die Kentum-Völker bilden jene Gruppe innerhalb der indogermanischen Sprachverwandtschaft, die gewisse alte K-Laute bewahrt haben (Germanisch, Lateinisch, Keltisch, Griechisch); es sind eben jene Völker, die auch Übereinstimmung in den ältesten Schriftzeichen haben. Um den Lautvorgang kurz zu kennzeichnen, verwendet man das Beispielwort Kentum = lat. hundert.

beantwortet N. schließlich die Frage nach der Heimat dieses Uralphabets: „Man wird es vorziehen, die Heimat der Schrift dort anzunehmen, wo die Niederschläge ihrer altertümlichsten Gestalt am dichtesten gesät und am besten erhalten sind: im Gebiete der Runen-, einschließlich der Futharkfunde.“ —

Mit diesem Norden sind wir verbunden. Jene Kräfte, die als wesentliche Aufgabe der deutschen Schulen etwa den geistigen Austausch mit Frankreich forderten und in gewisser Weise dadurch ihre Forderung durchsetzten, daß dem Französischen eine Vorzugsstellung eingeräumt wurde, haben wir überwunden. Aber wir sollten es dabei nicht bewenden lassen, sondern die uns gemäße Verbundenheit mit dem Norden wirklich pflegen. In Bremen ist es geschehen. Prof. Åberg-Stockholm sprach über die „Beziehungen Skandinaviens zu Deutschland in der Völkerwanderungszeit.“ Er behandelte jenen Abschnitt des 6. Jahrhunderts, in welchem die nordische Kunst tonangebend ihren Weg über Europa fand, zu Angelsachsen und Franken, zu Alemannen und südwärts bis zu dem langobardischen Italien — um so bemerkenswerter, als teilweise bereits christianisierte Germanenvölker in ihrer Kunstentwicklung sich bestimmen ließen durch das „barbarische“ Skandinavien, das damals noch ganz bei seinem Eigenglauben (dem „Heidentum“) und Eigenwesen verharrte. Zu dieser Überlegenheit kamen die nordischen Völker durch ein „Unglück“ — vom klassischen Standpunkte aus gesehen, denn durch die politische Entwicklung im 5. Jahrhundert wurden sie der Möglichkeit beraubt, sich weiterhin an klassischem Kulturgut zu bilden. Aber gerade dadurch erhielten sie Gelegenheit, die Anregungen, die sie früher aus der Fremde empfangen, ihrer eigenen Wesensart entsprechend umzuschmelzen, und sie konnten nun Leistungen vollbringen, die ihren Stammverwandten im Süden zur gleichen Zeit versagt blieben. Und gerade, weil der entwickelte Zierstil nicht klassisch war, wurde er von den verwandt Empfindenden begierig aufgenommen. Wir können nur bedauern, daß die Eigenentwicklung auf dem Festlande wieder unterbrochen wurde, daß das Altgermanische dem Klassischen wieder weicht, daß es verdrängt wird in eine letzte Freistätte in dem wieder abgeschnittenen Skandinavien, während die Kunst der Festlandsgermanen der „karolingischen Renaissance“ entgegengeht.

Es war beabsichtigt, neben dem Vertreter Schwedens auch einen holländischen und englischen Gelehrten zu Worte kommen zu lassen, um zu zeigen, daß wir zu einer Verbundenheit der nordischen Völker kommen müssen. Leider war Prof. van Giffen-Groningen verhindert, sein Vortrag sollte ein besonders zeitgemäßes Gebiet behandeln: „Megalithgräber und Germanenfrage“. Prof. Harald E. Dunning-London sprach über „Angelsächsische Kunst und Kultur der Frühzeit“. Er behandelte zunächst die Lage des keltischen Kunsthandwerkers in der Römerzeit und dann seine Lage nach der angelsächsischen Eroberung vom 6. bis in das 9. Jahrhundert hinein. In der ersten Zeit nach der römischen Eroberung zeigt sich ein Aufblühen des keltischen Handwerkertums, sehr bald aber wird es erdrückt durch die billige Ware, die durch römische Händler eingeführt wird. Nach dem Abzug der Römer herrscht große Unsicherheit im Lande — ein Zustand, der für die Entwicklung des Kunsthandwerks wenig günstig ist. Dann kam die Besitzergreifung durch die Angelsachsen. D. betont, daß die sächsischen Bauern im großen und ganzen ein friedfertiges Volk waren; diesem angelsächsischen Frieden wird gewöhnlich bei Betrachtung der Auswirkungen angelsächsischer Eroberungen nicht die erforderliche Beachtung geschenkt. Also die gleiche merkwürdige Einstellung, wie man sie häufig bei Betrachtungen der italienischen Zustände im 5. und 6. Jahrhundert findet: Odwakar und Dietrich haben dem Lande jahrzehntelangen Frieden gebracht, einem Lande, das selber keine Ordnung mehr kannte — aber es bleiben Barbaren. Die Zustände in England nach der angelsächsischen Einwanderung beurteilt D. so: „So fand sich zum ersten Male seit 300 Jahren der keltische Handarbeiter unter angelsächsischer Regierung frei von Unsicherheit und ohne ernstliche Konkurrenz.“ D. berichtet noch über angelsächsische Siedlungen, die bezeichnenderweise vor 10 Jahren überhaupt noch nicht bekannt waren, und schließt mit Ausführungen über die Irdenware der späten Angelsachsenzeit, um an besonders lehrreichen Beispielen einige der neuerlichen Fortschritte in der Kenntnis der agſ. Zeit zu zeigen.

Das Heft, so schmal es ist, gibt reiche Anregung, da jedesmal auf einem besonderen Gebiete der gegenwärtige Stand der Forschung klar umrissen wird. S.

„Die leiblichen und geistigen Eigenschaften der Menschenarten erben sich durch Jahrtausende fort.“
Ludwig Wilser



Aus der Landschaft

Bemerkungen zur Wünschelrutenfrage

Um den Wert der Wünschelrute (vgl. auch „Germanien“, Heft 3, 1933) für die Vorgeschichtsforschung zu beurteilen, muß man zunächst die Frage klären: Sind die Rutenausschläge durch die Grabanlage verursacht, oder haben die Vorfahren dort ihre Gräber und Heiligtümer angelegt, wo Besonderheiten der geologischen Verhältnisse sich durch Rutenausschlag kundtun?

Von seltenen Ausnahmen abgesehen kann meines Erachtens nur die zweite Möglichkeit in Betracht kommen. Man wird auch beim Versuch der Klärung dieser Fragen nicht umhin können, das physikalische Problem einer Erklärung der Ursachen des Rutenausschlages anzuschneiden. Ich habe in der mittlerweile eingegangenen Zeitschrift „Die deutsche Woche“ im Jahr 1929 die Anschauung entwickelt, daß der Rutengänger auf Veränderungen des elektrischen Feldes anspricht. Diese Veränderungen können durch Strahlungen z. B. von radioaktiven Gewässern verursacht sein, jedoch genügt auch schon die durch Erzlager, Wasseradern usw. bedingte Veränderung der Leitfähigkeit des Erdreiches, um in dem stets vorhandenen elektrischen Felde zwischen Erdboden und Atmosphäre Verschiedenheiten hervorzurufen. Diese Anschauung wurde nun kürzlich durch eine Veröffentlichung von Dr. ing. G. Lehmann in der Zeitschrift „Elektrizitätswirtschaft“ vom 15. 8. 32 wieder aufgegriffen und dankenswerterweise auch durch genaue Messungen mit physikalischen Geräten erhärtet. Der Verfasser, der übrigens meine Veröffentlichung nicht kennt, hat Feldstärkemessungen über Wasseradern und über trocknem Gelände miteinander verglichen und in allen Fällen die Angaben des Rutengängers bestätigt. Die Leitfähigkeitsmessungen ergaben über Wasseradern größere Werte, was der Verfasser durch die Annahme des Gehaltes an Radium-Emanation im Wasser einleuchtend erklärt. Ein großer Teil der Messungen und Angaben des Rutengängers wurden außerdem durch Bohrungen bestätigt und in diesem Falle zur Verbesserung der Erdung der Masten einer Hochspannungsleitung praktisch verwertet.

Diese Anschauung erklärt zwar noch nicht alles, was mit der Rute zusammenhängt, läßt aber doch brauchbare Schlüsse auf ihre Verwertung zur Vorgeschichtsforschung zu. Es läßt sich damit die Beobachtung wohl vereinbaren, daß durch Strahlungen vorläufig noch unbekannter Art Ausschläge verursacht werden, die ein geübter Rutengänger wohl von den durch Wasseradern bedingten unterscheiden kann. Indessen muß bemerkt werden, daß dieses Unterscheidungsvermögen noch einigermaßen unsicher ist, daß mindestens nicht jeder Rutengänger in solchem Maße darüber verfügt, daß er daraus sichere Schlüsse ziehen kann. Ich selbst konnte an den hier einigermaßen bekannten geologischen Verhältnissen feststellen, daß ich auf Adern von Sole verhältnismäßig stärker anspreche, als auf solche von Süßwasser, und daher unter Umständen eine sehr tiefliegende oder schwache Soleader mit einer starken Süßwasserader in geringer Tiefe verwechsle. Ich würde mir daher auch niemals zutrauen, meine an sich vorhandene gute Empfindlichkeit praktisch für die Mutung von verwertbaren Wasservorkommen auszunutzen. Dazu gehören nämlich m. E. außer der unbedingt notwendigen Übung noch gründliche geologische Kenntnisse.

Es erscheint also nicht durchaus ausgeschlossen, daß man auch Grabbeigaben oder Vorratsfunde aus Metall durch die Rute auffinden kann. Doch dürfte dieses nur bei verhältnismäßig starken Lagern von Gegenständen dieser Art möglich sein, also kaum bei Einzelgräbern. Wenn bei letzteren die Rute ausschlägt, so muß sie das schon getan haben, bevor das Grab dort angelegt wurde. In Ergänzung der Angaben des Herrn Winkelmann in „Germanien“ Heft 2, 1932, teile ich hier mit, daß unabhängig von Herrn Winkelmann und mir die Lage der Urnengräber auf dem Haiberg bei Kalldorf über der Kreuzung von Wasseradern festgestellt wurde. Meine Untersuchungen im Leistruper Wald führten leider nicht zu gesicherten Ergebnissen, da ich durch eine lange Kraftradfahrt zu sehr ermüdet war. Doch glaube ich sagen zu können, daß auch der große Opferstein, der auf dem Meßtischblatt als solcher eingezeichnet ist,

über der Kreuzung zweier Wasseradern liegt.

Wenn man sich die religiösen Vorstellungen, wie sie Herman Wirth entwickelt, vergegenwärtigt, so erscheint mir diese eigenartige Anlage der Gräber usw. durchaus einleuchtend: an solchen Stellen der Erde mußte man den Toten oder den Ausübenden einer Weihehandlung dem heiligen Mutterwasser im Schoße der Erde besonders nahe verbunden wähnen. Man kann geradezu davon sprechen, daß durch die Rutenuntersuchungen Wirths Gedankengänge bestätigt wurden und hoffentlich noch weiterhin bestätigt werden, wenn diese Untersuchungen noch planmäßiger und ausgedehnter angestellt werden.

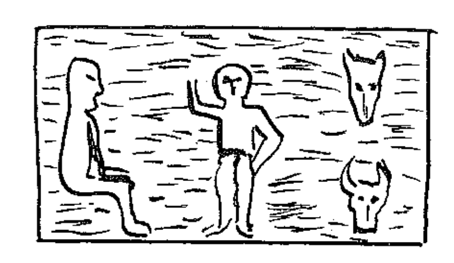
Dr. F. König, Soest

Nachschrift: Inzwischen konnte der Verf. die Lage über Kreuzungen von sogenannten Wasseradern einwandfrei, z. T. durch andere Rutengänger bestätigt, bei drei steinzeitlichen Gräbern und zwei mutmaßlichen germanischen Kultstätten feststellen. Die Befunde wurden in Kartenskizzen 1:1000 oder 1:500 niedergelegt, Verf. zeigte auf dem Begrüßungsabend in Pyrmont am 6. 6. Lichtbilder dieser Karten und regte an, daß hierfür interessierte Rutengänger in allen Teilen des Reiches ihre Beobachtungen in dieser Form aufzeichnen. Die Karten müßten in einem Archiv gesammelt werden, damit später im Zusammenhang auf Grund umfassenden Materials über diese Frage berichtet werden kann. Auch negative Befunde müßten dem Archiv, um dessen Anlage Herr Winkelmann, Bad Oeynhausen gebeten worden ist, mitgeteilt werden, z. B. lag die Steinkiste auf dem „Huinenbrink“ bei Schmerlecke Kr. Lippstadt über nur einer Ader, da eine zweite in dieser wasserarmen Gegend nicht aufzufinden war. Die vorliegenden Befunde dürften immerhin schon genügen, die Zufallsfrage auszuschließen. Die merkwürdigen starken Rutenausschläge auf den kultischen Hügeln bei Oesterholz und auf der Schellenburg bedürfen noch der Nachprüfung und Erklärung.

Der Opferstein an der Kirche zu Oberröblingen. Herr Tierarzt Erwin Baumann, Oberröblingen am See, machte mich darauf aufmerksam, daß die Stellung des Männchens von Oechsen (Heft 1, 7, 10, 1933) große Ähnlichkeit mit der Stellung einer Figur auf dem sogenannten Opferstein an der Kirche zu Oberröblingen am See habe.

Dieser „Opferstein“ ist in die Südwand der Kirche zu Oberröblingen in ziemlicher Höhe eingemauert. Er ist umgeben von glatt behauenen gewöhnlichen Kalksteinen, die keine Plastiken aufweisen, so daß er dem Beschauer „wie nebenbei hineingekommen“ erscheint. Er ist nicht viel größer als die umgebenden Bausteine. Die Eigenart seiner Plastik gibt dem denkenden Betrachter Gelegenheit zu allerlei Vermutungen. Und als Vermutungen bitte ich auch die folgenden Ausführungen zu betrachten.

Links vom Beschauer sitzt eine plastische Menschengestalt. In der Mitte steht ein Mann



in ähnlicher Haltung wie das „Männchen von Oechsen“, nur stehen die Füße in Grundstellung. Möglich, daß hierin ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Oberröblinger Bild und dem „Männchen von Oechsen“ bestehen kann. Die Armhaltung jedoch ist der des Männchens sehr ähnlich. — Rechts sind zwei Tierköpfe erkennbar, die man vielleicht als Pferdekopf und Rinderkopf ansprechen darf.

Der Stein erscheint sehr alt. Prof. Größler schreibt in den „Bau- und Kunstdenkmälern“: „Oberhalb dieser Tür (der zugemauerten Südtür der Kirche) ist in die Südwand ein merkwürdiges Steinbildwerk eingemauert, das in die heidnische Zeit zurückweist. Die Mitte nimmt eine aufrechtstehende menschliche Figur ein, die den rechten Arm erhebt, so daß die Hand Kopfhöhe erreicht, während der linke auf die von einem Gürtel umschlossene Hüfte gestemmt ist. Zur Rechten dieser Figur sind übereinander zwei Ochsenköpfe ausgehauen, von denen der obere jedoch auch einen Pferdekopf darstellen kann. Links sitzt, die Hände auf die Knie gelegt, eine zweite menschliche Gestalt; die Bedeutung dieses Bildwerkes dürfte die sein, daß die links sitzende Gestalt eine Gottheit vorstellen soll; die in der Mitte stehende, die Hand betend und verehrungsvoll erhebende einen Priester oder Opfernden; die beiden Tierköpfe die von letzterem darzubringenden Opfer.“

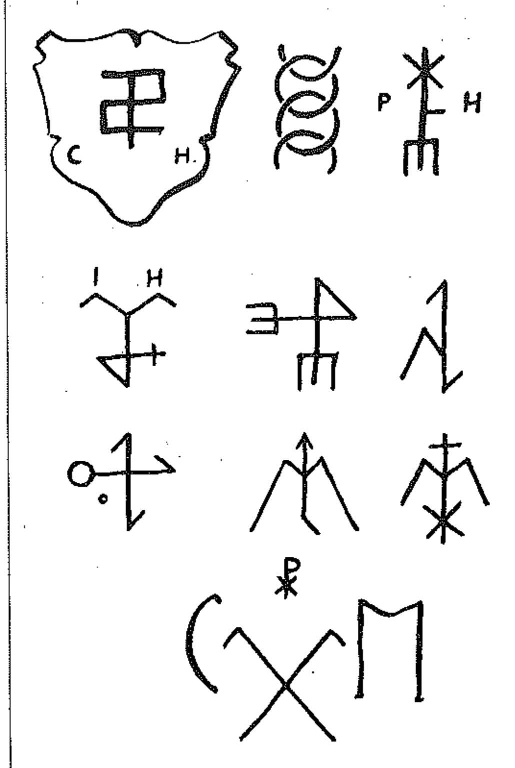
Die Röblinger Gegend ist auch noch in manch anderer Beziehung für den Vorgeschichtler interessant. In Unterröblingen gibt es einen „Wallberg“, ein Ostertal, einen Neumarkt; der Wallberg wird auch noch Osterberg genannt und soll die „Wallburg“ getragen haben. In unmittelbarer Nähe des Ortes wurden Funde aus der Zeit des Thüringer Reiches gemacht. Das Siegelbild der Gemeinde Unterröblingen trägt ein springendes Roß, das vereinzelt auch als Rappe gedeutet wird. Der Name Röblingen wird von Professor Größler auf „Hrabaningun“, d. h. bei den Nachkommen des „Hraban“ (Rabe) zurückgeführt; in der Gegend westlich von Oberröblingen gibt es ein „Rapp“- oder „Rabtal“; das Ministerialgeschlecht derer „von Röblingen“ führte im Wappen den ringtragenden Raben. („Rabe“ und „Rappe“ gehen auf dieselbe germanische Wurzel zurück.) — Alles Zusammenhänge, die zwar geahnt werden können, aber noch nicht wissenschaftlich klar liegen!

Diese letzten Bemerkungen habe ich wesentlich deshalb angeführt, um die Bedeutung des Opfersteins in einem Gesamtrahmen erscheinen zu lassen.

Kurt Wunderlich, Rektor, Unterröblingen am See.

Hausmarken in Wipperfürth und Marienheide. Von dem Unterprimaner Konrad Schubert am Realgymnasium Essen-Bredeney erhielt ich vor kurzem die Skizzen von neun Hausmarken, die sich an einem alten Brunnen in Wipperfürth befinden. Der Brunnen wurde im Jahre 1331 angelegt. Man kann annehmen, daß die Hausmarken auch zur selben Zeit angebracht wurden. Sie sollen wahrscheinlich die Familien kennzeichnen, die den Brunnen gestiftet haben. Der Kenner wird in den Bestandteilen der Marken manches uralte Symbol wiederfinden (s. Abb.). Besonders bemerkenswert ist die siebente Marke, ein Hakenkreuz, bei dem sich auf der einen (westlichen) Seite an Stelle des Hakens noch der wahrscheinlich ältere Kreis findet.

In dem etwa 12 km von Wipperfürth entfernten Marienheide trägt ein Stein, der aus Anlaß einer Hochzeit gestiftet wurde, die zu unterst dargestellten Zeichen. Über den Sinn der in der Mitte stehenden Binderune hat Herman Wirth in Heft 1 dieses Jahrgangs berichtet. Die zu seinem Aufsatz gehörende Abb. eines jungsteinzeitlichen Gefässes von Groß-Gartach (Württemberg) zeigt die Binderune in der gleichen Form. Die Binderune auf der Felsoberfläche des Felsengrabes an den Externsteinen trägt an dem rechten unteren Schenkel ein Kreuz und stimmt genau überein mit einer Hofmarke, die ich vor einigen Jahren auf dem alten Friedhof von Hohensyburg an einem Grabkreuz vom Jahre 1597 fand. (Abb. in Weselscheid, „Ruhrländ. Grab-



steine aus vier Jahrhunderten“, S. 16).[1] Die Beständigkeit, mit der sich diese Zeichen durch die Jahrtausende bis zum Ende des 17. Jahrhunderts im Volke erhalten haben, ist immer wieder erstaunlich und beweist die magische Gewalt der alten Kultsymbole.

Dr. H. Weselscheid, Essen-Bredeney

Kultisches Reiten auf dem Eichsfelde. Bei dem Orte Steinbach im Kreise Worbis liegt die Wallfahrtskapelle Etzelsbach (früher Atzelsbach). Um diese Wallfahrtskapelle reiten auf „Maria Schnee“ (5. August) die Bauern fast vom ganzen Eichsfelde dreimal herum, und man glaubt, daß im folgenden Jahre die Pferde gegen jegliches Unheil gefeit seien. Man hat versucht, diese Sitte mit Hilfe christlicher Legenden zu erklären, jedoch ohne befriedigenden Erfolg. Vielleicht ist Maria an die Stelle einer Göttin aus der Zeit des Eigenglaubens getreten. Erinnert sei auch an den Leonhardiumritt am 6. November in Leonhardspfunzen am Inn. H. Senft-Heiligenstadt.

[1]) Essen-Bredeney, Interessengem. f. Heimatschutz. 1929, 120 S., 1.— RM.

Die Bücherwaage

Beyer, Paul Gerhardt, **„Die Germania des Tacitus"**. Eine deutsche Übersetzung nach neuen Gesichtspunkten. Der Deutsche Quell: Schöninghs Textausgaben. Paderborn und Würzburg ohne Jahr (1933). Steif geheftet, —.40 RM.

Diese ansprechende Ausgabe der ältesten Schrift über unsere Vorfahren wird viele Freunde finden, da sie mit Erfolg bemüht ist, an Stelle des üblichen philologischen Latein-Deutschen ein richtiges, auf Deutsch gedachtes Deutsch zu bringen. Man liest daher die kleine Schrift des großen Römers wie einen gut geschriebenen völkerkundlichen Bericht unserer Tage. Allerdings hat das auch seine Kehrseite: bei der „überlegenen" Einstellung des Römers, die er trotz allen Wohlwollens hat, ist ja manches nicht als objektiv in unserem Sinne anzusehen; und so wird denn der an sich frische und lebendige deutsche Ausdruck leicht etwas geringschätzig, was ja nicht der Absicht entspricht. So etwa wenn es bei der Beschreibung des Barditus heißt: „Insbesondere legen sie Wert darauf, gewaltig loszubrüllen und stoßweise ein dumpfes Gemurmel hören zu lassen." Das entspricht nicht ganz dem, was Ed. Norden über den Barditus als wohlgeregelten, nicht etwa „herausgebrüllten" Schlachtruf festgestellt hat. Oder: „Man trinkt Gebräu aus Gerste und Weizen"; dieser Ausdruck bezeichnet bei uns meist etwas Minderwertiges, was hier doch nicht gemeint sein soll. Unter den aufschlußreichen Anmerkungen möchte ich beanstanden, daß der Tuisto hier noch als der „Doppelgeschlechtige" bezeichnet wird. Gerade Herman Wirth, der hier erfreulicherweise zitiert wird, hat doch einleuchtend dargetan, daß es nicht der „Zwitter" ist, wie man in einer niedrigeren orientalischen Vorstellungswelt ihn ausgelegt hat, sondern der Zwiefache, der „tvimadr" der späteren nordischen Überlieferung. Das erotisch gebundene Denken, wie es in der Vorstellung von dem „Doppelgeschlechtlichen" sich ausdrückt, lag und liegt dem Germanen völlig fern; schon in seiner Poesie, und noch viel mehr in seinen religiösen Vorstellungen, wie Neckel eindringlich dargelegt hat. Aber das nur nebenbei! Gerade die Aufgeschlossenheit, mit welcher der Herausgeber sonst dem neuen Denken über Germanisches gegenübersteht, macht das Büchlein schätzenswert und lesenswert auch für den, der sich von Berufes wegen immer wieder mit der Germania beschäftigt.

J. O. P.

Jung-Diefenbach, Joseph, **Die Friesenbekehrung I.** Mödling bei Wien 1931, (= Missionswissenschaftliche Studien, Neue Reihe I), 118 S., 8°., 4.— RM.

Die vorliegende Schrift ist die erste ausführliche Sonderdarstellung der Bekehrungsgeschichte der Friesen. Der 1. Teil reicht bis zum Tode des Bonifatius; ein 2. Teil „bis zur Bekehrung der Nordfriesen" soll folgen. Der katholische Verfasser beschränkt sich auf eine Darstellung des äußeren Ganges und es ist gewiß von Interesse, über manche Einzelheit Genaueres zu erfahren. Was jedoch das 1. Kapitel unter dem bezeichnenden Titel „Das Missionsobjekt: Friesen und Friesland in jenen Tagen" auf knappen fünf Seiten bringt, ist kaum der Erwähnung wert. Von der uralt eigenen Kultur der „edlen freien Friesen" ahnt der Verfasser nichts und weiß er nichts. Eine Problemgeschichte der Bekehrung gibt es für ihn nicht. Unsrer Meinung nach wäre eine Abhandlung vom Umfange des vorliegenden Bandes nötig, um zunächst einmal die eigene Religion, Kultur und Geschichte der Friesen darzustellen. Diese Aufgabe auch nur zu sehen, hindern den Verfasser ein völliger Mangel an völkischem Empfinden und ein starr dogmatisch-kirchlicher Standpunkt. Eine eingehende Auseinandersetzung wird dadurch unmöglich gemacht.

Einige Einzelheiten. — Seite 113 lesen wir: „Da die Beschlüsse der Synoden zugleich Reichsgesetze wurden, so sind auch die Kanones, die das kirchliche Eherecht unterstreichen, für die friesischen Gebiete von Bedeutung geworden. Wo der Staat gegen unerlaubte Ehesitten einschritt, war der christlichen Familiengründung der Boden vorbereitet." Mit dieser Legende von der Kirche als Sittenlehrerin der barbarischen Germanen macht die Wissenschaft heute gründlich Schluß (siehe Bernhard Kummer, Herd und Altar, Leipzig 1933). Seite 89 heißt es: „Wie Beda [hist. eccl. V, 10] berichtet, wußte der Staatsmann Pippin auf eigentümliche Art dem Evangelium die Wege in die Familien der friesischen Edelinge zu bereiten. Er öffnete das Reichsgut dem Dienste der Mission. Königliche Landleihen standen den Katechumenen zu Gebote. Es liegt in der Natur der Sache, daß für solche Benefizien zunächst die vornehmen, begüterten Geschlechter des Landes in Frage kamen." „Auf eigentümliche Art" ... Wie wurde doch das Christentum in Island eingeführt? Durch „Bestechung in aller Form" (A. Heusler). — Bedeutsam sind die Ausführungen über das Zusammengehen der angelsächsischen Missionare mit dem fränkischen Staate, den Karolingern (vgl. bes. S. 116: „Missionsarbeit und Staatsdienst fielen hier zusammen."). Es ist eindeutig, daß die Mission auf friedlichem Wege nie etwas erreicht hätte in Friesland. Die Zerstörungen der Heiligtümer durch Willibrord wie durch Wynfrith-Bonifatius geschehen unter bewaffnetem Schutz (S. 105 und 117). Die Friesenmission vollzieht sich also nicht anders als die Sachsenmission. Es handelt sich um Zwangs-„bekehrung", sogenannte „Staatsmission".

Dr. Otto Huth.

Der Depotfund von Pluckow (Rügen) und andere bronzezeitliche Funde aus Vorpommern. Mitteilungen a. d. Sammlung vorgeschichtlicher Altertümer der Universität Greifswald. Herausg. Priv.-Doz. Dr. Wilh. Petzsch. Heft VI, 1933. Greifswald: Universſ.-Verlag, Ratsbuchhandlung L. Bamberg. 32 S. m. 8 Taf. 8°. 3 RM.

Der Herausgeber und seine Schüler veröffentlichen 4 Fundberichte, sorgfältig bearbeitet und durch sehr gute Tafeln anschaulich gemacht. Es sind: ein Depotfund der VI. Periode der Bronzezeit von Pluckow (Jasmund) von Dr. W. Petzsch; ein bronzezeitliches Tongefäß von Blieschow a. Rügen von W. D. Asmus; ein Grabfund der mittleren Bronzezeit von Gustebin (Kr. Greifswald) von R. Gutjahr; ein Griffzungenschwert der früheren Bronzezeit von Wietzow b. Treptow a. d. Toll. von K. A. Wilde.

Einige der Bronzezeitfunde stehen nicht nur in Pommern, sonder überhaupt einzig da. Das gilt besonders vom Verwahrfund von Pluckow. Die massiv gegossenen Bronzetassen haben entsprechende Vergleichsstücke in Deutschland bisher nicht; solche Doppeltrensen, für ein Zweigespann bestimmt, sind in Nordeuropa aus der Bronzezeit nicht bekannt geworden. Besonders bedeutsam sind nun die Hohlwülste wegen ihrer riesigen Größe, die sich mit gewissen, bisher vertretenen Anschauungen über den Gebrauch der Wulste nicht vereinbaren läßt. Der Fund ergab im ganzen drei Wulste und das Bruchstück eines vierten. Der eine Wulst hat folgende Maße: Höhe 16 Zentimeter, Umfang 84 Zentimeter außen, 27,5 Zentimeter innen, Durchmesser 24 Zentimeter (innen 9—10 Zentimeter). Gewicht 3 Kilogramm! Der zweite ist fast ebenso groß. „Die Hohlwulste Nr. 1 und 2", sagt Petzsch, „dürften wohl die größten Exemplare sein, die bisher gefunden sind. Ihre Verwendung als Körperschmuck (Arm- oder Fußringe) erscheint als ausgeschlossen. Wohl aber läßt die gelegentlich beobachtete Anbringung einer Öse an der Außenseite, wie es bei dem Hohlwulst von Gnewin (Kr. Lauenburg) der Fall ist, an die Möglichkeit einer Verwendung, als Klanginstrument (Gong) denken" (in der Vorlage keine Sperrungen). Damit sind wir aber wieder bei der Ansicht angelangt, die Goethe vor mehr als 100 Jahren ausgesprochen hat, als man im Vogtlande die ersten Hohlwulste gefunden hatte.

Suffert.

Wirth, Herman, **Die Heilige Urschrift der Menschheit.** Lieferung 11, Text S. 513—576, Tafel 396—427. Gr. 4°. Verlag Koehler u. Amelang, Leipzig 1933.

Das **20. Hauptstück** (in Lief. 10 beginnend) zieht aus dem bisher entwickelten Grundgedanken die Folgerung, die sich in die Formel zusammenfassen läßt: „Sprache und Schrift als kosmisches Erlebnis". Der kopierenden, an das sinnfällige Schauen gebundenen Bilderschrift südlicher, dunkler Rassen steht als revolutionäre, als einmalige geistige Tat der alten Nordatlantiker die Entdeckung der sinnbildlichen Ausdrucksweise, der abstrakten Linearschrift gegenüber. Die Formelreihen, die eine organische Überlieferung der entsprechenden Sinnzeichen vom Aurignacien bis in die vordynastische ägyptische Linearschrift und unmittelbar bis in die Runenreihen des germanischen Nordens erkennen lassen, sind Ableitungen und Ablautungen dieses ersten, einmaligen kosmischen Erlebnisses im hohen Norden: das ist die Erkenntnis, die auf alle wissenschaftliche Entwicklungslehre umwälzend wirkt, wenn man sie einmal in ihren umwälzenden Ursprüngen erkannt hat.

Die Spärlichkeit der nordischen Überlieferung offenbart die Tragik, die darin liegt, daß die Menschheit, die den Ewigkeitsgedanken in seiner dauerhaftesten Sinnzeichenform zuerst erfaßt hat, mit dem vergänglichsten Werk- und Schreibstoff, dem Holze arbeiten mußte. Urtümlich sind aber

die alten Elemente noch erhalten in den Büffelhautchroniken der Dakota-Stämme, die sich spiralig aus dem Ur-Bogen heraus entwickeln: die Jahresereignisse nehmen in der Wiedergabe den Weg des Jahreslaufes der Sonne selbst. Auch hier ist die Kalendersymbolik in ihren weiten, uralten Zusammenhängen zu verfolgen: von Dakota bis Kreta, von Kreta bis Schweden, von Schweden bis zum Jenissei, und von Sibirien bis Portugal. Das Schreiben auf Birkenrinde, uralter nordatlantischer Brauch, ist als urzeitliches Relikt noch an der Gestaltung der Devanagarischrift Indiens zu erkennen (S. 508). Der heilige Baum, erst später der Stein, trug das Sinnzeichen, die kosmische Bitte um neues Leben, um Nachkommenschaft, wie die Liebenden noch heute ihre Namen in die Baumrinde schnitzen, und wie in der altdeutschen Mystik noch der Name des „Minnenden" und seines Gottes auf den Blättern des kosmischen Baumes steht. Der Sechsstern ⚹, das Hagalzeichen, das ja der Grundriß des kosmischen Haines von sechs Bäumen um den mittleren ist, ist auch das Zeichen der Göttin Seschat (S. 509); ich vermute, daß es in der mittelalterlichen mystischen Vorstellung von dem „Insigel der Minne" weiterlebt: der gemeinsame Ursprung ist die „weiße Frau" der Megalithkultur, die Priesterin am Dolmen, deren unmittelbare Nachfahren jene Seherinnen des mystisch gerichteten Nordlandes sind. Und als Mittelglieder dürfen wir wohl jene Aliorunen oder Albrunen der alten Germanen deuten, die Wahrerinnen der heiligen Runen, der alten kosmischen Erkenntnis der Urzeit, deren berühmteste die Veleda der Brukterer war, die auf hohem Turme wohnte und die Schicksale ganzer Stammesverbände beeinflußte.

Die letzte, man möchte sagen die extremste Folgerung, die Herman Wirth aus dieser seiner Erkenntnis zieht, ist die A b l e i t u n g d e r i n d o g e r m a n i s c h e n S p r a c h g e s e t z e a u s d e m k o s m i s c h e n J a h r e s e r l e b n i s d e s N o r d e n s (S. 510 f.): der Ablaut durch die Vokalreihe a—e—i—o—u—, wie es der Erkenntnis des Chândogya (Upanishad II. 23, 3) entspricht: „alle Vokale sind Verkörperungen des Indra"; ferner die Lautverschiebung durch den Wechsel der Verschlußlaute media-tenuis aspirata; und endlich die Wurzelumkehrung der jahreswendlichen Begriffe k—r, k—l und r—k, l—k, die der Umkehrung des „Jahresbaumes" entsprechen würde, wie er mythisch als der „açvattha" der Rigveden erscheint, der „die Wurzeln aufwärts und die Krone abwärts" hat. So findet Wirth den Ablaut der starken Zeitworte in den drei aettir, den drei Himmelsrichtungen des Jahres wieder: finde, fand, gefunden, was dem i—a—u als den drei „Zeiten" des Jahres entspräche. Hier wird die kritische Berührung mit bisheriger sprachgeschichtlicher Betrachtungsweise am deutlichsten sichtbar. Aber wenn wir bedenken, wie sehr durch die Erkenntnis der indogermanischen Sprachgesetze unsere Kulturbetrachtung umgestellt worden ist (viel mehr, als man noch heute wahr haben will), so wird man auch hier mit nur ablehnender Kritik nicht mehr weiterkommen — es sei denn, daß man nach wie vor die „Primitivität" (ein höchst unklarer Begriff!) zum Vater aller Dinge machen will.

Keinesfalls kann man die m y t h e n- und r e l i g i o n s g e s c h i c h t l i c h e n P a r a l l e l e n übersehen, die Wirth (S. 511) zu diesen Vorstellungen beibringt; etwa der altindische Brauch der „Mundöffnung" des Neugeborenen durch den Vater, der ihm mit dem Goldlöffel von dem Milch-Butter-Honigopfer gibt, nachdem er ihm dreimal die Formel „Sprache-Sprache" in das rechte Ohr gesagt hat. Noch in der Vita Liudgeir, wird berichtet, daß bei den Friesen die Aufnahme in den Sippenverband erfolgte, indem der Vater dem Neugeborenen Honig einflößte. Beachtenswert ist die Entwicklung der germanischen Wortwurzel t—l, die in den zahlreichen til- und tal-Wurzeln fortwirkt, und die denn auch in dem westf. ‚tîle'. gleichbedeutend mit „stge" für die 20 Garben gebraucht wird, die auf dem abgeernteten Felde aufgerichtet werden — ursprünglich wurde ja aus dieser „Stiege" der Roggenwolf oder das Roggenschwein heimgeholt. Man mag hieraus ersehen, wie auch der meist in den Mittelpunkt dieser Zusammenhänge gestellte „Fruchtbarkeitszauber" nur als ein gesunkener Ausdruck ursprünglich sinnbildhafter Weltbetrachtung sich darstellt.

Zu der von Wirth in den Anmerkungen zum 18. Hauptstück näher ausgeführten Bedeutung der W u r z e l k—l für die der wintersonnenwendlichen, mythischen Vorstellung entlehnten Begriffe sei noch einiges nachgetragen: wenn ‚kalm' den Grabhügel bedeutet, so steht dies in sinngemäßem Zusammenhang mit dem von Wirth herangezogenen nd. ‚kûle' = „Erdloch" einerseits und den Begriffen „kühl" und „kalt" andererseits. „Kühl" (urgerm. *kôli?) wäre Hochstufe von ‚kal', das ganz ursprünglich wohl den „kahlen" winterlichen Baum bezeichnet; etwa wie es in dem Winterliede Walthers von der Vogelweide heißt:

> Uns hât der winter geschadet über al —
> heide unde velt diu sint beide nû v a l . . .
> saehe ich an der strâze diu megede den bal
> werfen, sô kaeme uns der vogele schal.

Auf das hier angedeutete Ballspiel als kultischen Frühlingsbrauch hatten wir früher schon hingewiesen; vgl. dazu auch Wirth, Anm. 17 zum 18. Hauptstück.

Das angelsächsische Runenlied hat den alten Mythus noch bewahrt, wenn es Gott (oss) „den Anfang jeglicher Sprache" nennt; ebenso sagt der „Erhabene" im indischen Bhagavad-Gita: „Unter den Lauten bin ich das A. Ich bin die Zeit, dio nie vergeht", und Gott in der Apokalypse: „Ich bin das A und das O, der Erste und der Letzte". An der Wahrheit d i e s e r Erkenntnis ältester Zusammenhänge wird man heute nicht mehr zweifeln.

Das **21. Hauptstück** behandelt ein weit verbreitetes Zeichen, dessen Spuren gewissermaßen eine Geschichte der Sinnzeichen widerspiegeln, wie sie aus der trümmerhaften Überlieferung vorgeschichtlicher Zeitalter sich in die zum großen Teil zufälliger Erhaltung verdankten Runenhandschriften vererben, um daneben, und völlig getrennt davon, in der Volkskunst durch viele Jahrtausende Form und Sinn wunderbar zu bewahren. Es ist die ä l t e r e F o r m d e r R u n e „ôdil", ᛟ, ursprünglich eine Darstellung der hohen Sonne der Sommerwende und der tiefen Sonne der Winterwende, verbunden durch die alte nord-südliche Jahresachse der arktischen Breiten. Als obere und untere erscheint sie auf der Schwertscheide von Hallstatt, dazwischen das achtteilige Jahresrad (S. 517); es sei darauf hingewiesen, daß auch das Motiv der Brillenfibeln mit der oberen und der unteren Spirale sehr wahrscheinlich auf dieses Grundmotiv zurückgeht, wie denn überhaupt Urformen des Schmuckes erst von hier aus sinnbildhaft deutbar werden, so daß der breite Raum, den man dem angeblichen „primitiven Formentrieb" zugewiesen hat, sich immer mehr verengert. Die Entstehung aus der ältesten Rune „Jahr", Ф, wird verdeutlicht durch die amerikanischen Überlieferungen. Besonders aufschlußreich ist es, daß der Mythus von den „Symplegaden", den zusammenschlagenden Bergen, sich bereits in der indianischen Überlieferung findet; auch hier müssen die beiden „Brüder" zwischen den Felsen, den Steinstelen des alten Jahres-Steinkreises, hindurch; ein Motiv, das wir oben bereits weiter verfolgt haben. Als „Bestattungszeichen", also als Ausdruck für das „neue Leben" (was ôdil in den germanischen Sprachen bedeutet), ist es gleichzeitig wohl in den Schalensteinen wiederzufinden. Ich erinnere daran, daß man in der Hallstatt- und der La Tène-Zeit den merkwürdigen Brauch findet, den Krieger oder König auf der Erde, unter seinem Steitwagen liegend, beizusetzen. Auch hier scheint die Technik uralten Sinngehalt an sich gezogen zu haben: die Kreise, die beiden Räder, die durch die Achse verbunden sind, stellen gewissermaßen das Zeichen des „neuen Lebens" dar. Vielleicht hängt dies auch mit dem alten Zeichen der gesenkten Arme zusammen, ⅄⅄ das vielleicht auch die Urform des Tierkreisbildes der „Waage" ist. Die ältere Rune Odil ᛟ selbst erscheint nach Jahrtausenden volkhafter Dauerüberlieferung zweimal als Ornament auf einem schwedischen Brautstuhl von 1777: ein wunderbares Beispiel für die Dauerhaftigkeit des alten Sinngehaltes gegenüber der Vergänglichkeit des Werkstoffes, der eben schon in den Steinzeiten der wesentliche Werkstoff der Nordvölker gewesen ist. Hätte uns nicht e i n e Handschrift diese Rune mit ihrem Namen bewahrt, so ständen wir auch jetzt noch zweifelnd vor diesem Beweisstück für die seelische Fülle, die noch in später Zeit im „primitiven" Volkstum des Nordens als uralte weltanschauliche Überlieferung lebt!

Im **22. Hauptstück** findet das j ü n g e r e Z e i c h e n ‚ô d i l' seine w e i t a u s g r e i f e n d e D e u t u n g: es ist die „Schlinge" oder Schlange = ɣ, die als Rune des nachwintersonnenwendlichen neuen Jahres bereits auf der jungsteinzeitlichen Felszeichnung von Fossum erscheint. Entstehungsgeschichtlich ist diese Rune eine sinnbildliche „Umschreibung" der Rune „Ur" = ∩, die den kleinsten Sonnenlaufbogen in der Winterwende darstellt, den „Ursprung" des Jahres. Weitverbreitet ist noch im Volksbrauch die Vorstellung, daß dieses „Ur" die Schlinge oder Schlange ist, in der die Sonne winterlich gefangen ist, und aus der sich daher ihre Wiedergeburt vollzieht. Uralt ist auch das Sagenmotiv, daß die Sonne in der Schlinge gefangen wird. Es reicht von der heute noch lebendigen Algonkinüberlieferung bis in die Grimmschen Märchen, wo stets dem jüngsten der drei Brüder der Fang gelingt (3 Brüder = 3 aettir = drei Jahresdrittel). Erstaunlich ist wiederum die Dauerüberlieferung von der nordischen Steinzeit bis nach Mexiko: auf der Kalenderscheibe in Fossum steht die steinzeitliche Axt, die das „Jahr spaltet", neben der Odilschlinge = ᛟ; und noch in der mexikanischen Buchzeichnung im Codex Vaticanus erscheint die Steinart.

(Schluß folgt im Heft 11.)



Germanische Stammeskulturen und Wanderwege

Georg Kraft, **Alemannische Frühgeschichte im Lichte oberbadischer Bodenkunde.** Mein Heimatland. Herausgegben im Auftrage des Landesvereins „Badische Heimat" von Hermann Eris Busse, Freiburg i. Br. Der Aufsatz bringt eine umfassende übersicht der badischen Frühgeschichte von der Landnahme durch die Alemannen bis zum Verluste der Selbständigkeit durch Ostgoten und Franken. In fesselnder Weise werden nicht nur die Funde selbst nebst ihren Beziehungen dem Leser vor Augen geführt, sondern auch ihr Vorkommen in der Landschaft, die Bergungsmethoden und die besonderen Aufgaben der badischen Vor- und Frühgeschichtsforschung dargelegt, eine Darstellungsweise, die zweifellos vorzüglich geeignet ist, in weitesten Kreisen der Bevölkerung tätiges Interesse zu erregen. / Wsewolod Arendt, **Das Schwert der Wäringerzeit in Rußland.** Mannus, Bd. 25, Heft 2, 1933. Die Zahl der in Rußland gefundenen Schwerter der Wikingerzeit ist nicht groß, doch sind alle bekannten Stufen seit der Karolingerzeit darunter vertreten. Obwohl das Schwert dort schon vor den Wäringern bekannt war, wie die sprachliche Untersuchung zeigt, ist es nie in nennenswertem Umfange hergestellt worden, vielmehr erfolgte die Einfuhr aus den bekannten mittel- und westeuropäischen Klingenzentren, insbesondere auf dem allbekannten Donauwege. Die Bedeutung dieses Handels wird unterstrichen durch die Ausfuhrverbote, die die fränkischen Könige zeitweilig wegen drohender Kriegsgefahr gegen den Waffenhandel nach den slavischen Gebieten erließen. Daneben fesseln, außer einzelnen Typen fremden Charakters, vor allem die Schwerter, die deutlich Beziehungen zum Norden zeigen. Es sind die Schwerter der Wäringer, die die großen Handelsstraßen erobert und sich zu Herren des Landes gemacht hatten. / Alois F. Schneider, **Langobarden in Böhmen.** Mannus, Bd. 25, Heft 3, 1933. Eine Auseinandersetzung mit der unter dem gleichen Titel 1928 in Wien erschienenen Arbeit von Helmut Preidel. Verfasser vertritt, unterstützt von Walther Schulz-Halle, an Hand der Bodenfunde die Auffassung, daß die Langobarden schon Anfang des 5. Jahrhunderts von der Niederelbe nach Böhmen eingewandert sind und dort geraume Zeit gesessen haben, ehe sie nach Pannonien übersiedelten. Preidel dagegen hält den böhmischen Aufenthalt der Langobarden nur für eine kurze Zwischenstation. / Wilhelm Petzsch, **Aus der Urzeit der Insel Hiddensee.** Unser Pommerland. Verlag Fischer & Schmidt-Stettin. 18. Jahrg., Heft 4/5, 1933. Eine anschauliche, kurzgefaßte Schilderung der Vorgeschichte der bekannten Insel, die trotz ihrer Kleinheit Bemerkenswertes aufzuweisen hat. So zeigen sich in der Jungsteinzeit deutlich zwei Kultur- bzw. Siedlungsströme: von Dänemark und vom Festlande her. In nachchristlicher Zeit gehört die Insel, ebenso wie die große Nachbarinsel Rügen, den Rugiern. Die bedeutendsten Funde sind ein überaus reiches Frauengrab aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. und der allbekannte Goldschmuck aus dem 10. Jahrhundert.

Zur Siedlungsforschung

Joseph Steinhausen, **Die Flurnamen im Dienste der Bodenforschung.** Rheinische Vierteljahrsblätter. Verlag Ludwig Röhrscheidt-Bonn, 3. Jahrgang, Heft 3, 1933. Der Aufsatz bringt eine eingehende Untersuchung des Zusammenhanges zwischen Flurnamen und Bodenfunden für das Trierer Gebiet. Auch hier wird bestätigt, daß während der Römerzeit wohl die Kultur weitgehend romanisiert worden ist, daß aber die einheimischen Kelten, zum Teil bereits von Germanen untermischt, durchaus sitzengeblieben und als hauptsächliche Träger dieser Kultur zu betrachten sind. Die germanischen Einwanderer vermeiden sodann die alten Römersiedlungen durchaus und wählen ihre Wohnstätten rein nach ackerwirtschaftlichen Gesichtspunkten. / H. A. Prietze, **Die deutschen Gaue vor Karl dem Großen.** Mannus, Bd 25, Heft 3, 1933. In bewußter politischer Absicht hat Karl d. Gr. das unterworfene Sachsenland neu aufgeteilt, und so sind die alten Gau- und Stammesgrenzen bis zur Unkenntlichkeit verwischt worden. Die Forschung hat sich bisher nur an die neue, fränkische Gaueinteilung gehalten. Nun machte Verfasser an einer Karte des Gebietes zwischen der Elbe bei Stade und dem Wiehengebirge bei Bramsche, auf der die Gemarkungsgrenzen nach amtlichem Katastermaterial eingetragen waren, eine eigentümliche Beobachtung: Während bei regellosen Gemarkungen sonst drei zusammenzustoßen pflegen, konnte auf diesem immerhin geringen Streifen fünfmal beobachtet werden, daß fünf bis sieben Gemarkungen an einem Punkte zusammenstießen, der durch Namen und besondere Umstände als Thingstätte bekannt und gekennzeichnet ist. Auch die Hauptverkehrswege liefen strahlenförmig diesem Punkte zu. Die Gemarkungen umfaßten jede etwa 100 Hufen zu je 30 Morgen, woher sich die Bezeichnung Hundertschaft herleiten mag. Die Hauptgemarkung mit dem heiligen Hain war erheblich größer und enthielt offenbar die Allmende für besondere Zwecke, ja, die Namen dieser Gemarkungen lassen vermuten, daß sich dort auch der militärische übungsplatz des Gaues befunden hat. Eine besonders kleine Gemarkung, die noch heutigentags im Gegensatz zu den sonstigen Verhältnissen der dortigen Landstriche Gutsherrschaft ist, erregt den Verdacht, das Allod der führenden Familie gewesen zu sein. Verfasser schließt mit dem Aufruf, nach Kräften allen Teilen unseres Vaterlandes solchen Beobachtungen nachzugehen, da sich möglicherweise hier ein Weg erschließt, die alte germanische Gauverfassung wiederzuerkennen.

Kultur und Brauchtum

Kurt Langenheim, **Ein Ganggrabfund aus Schleswig-Holstein im Museum Berlin.** Prähistorische Zeitschrift Bd. 23, Heft 3/4, 1932. Von diesem seit langem im Berliner Museum befindlichen Funde ist nunmehr auch der Grabungsbericht in Kiel gefunden und hier veröffentlicht worden. Bemerkenswert ist, neben dem schon bekannten Brauch, diese Erbbegräbnisse von Zeit zu Zeit zwecks neuer Bestattungen auszuräumen und die Reste an anderer Stelle des Hügels erneut beizusetzen, die in Schleswig-Holstein mehrfach beobachtete Sitte, nach der letzten Bestattung die Kammer mit einer Lage von Steinplatten oder einem dicken Mantel aus Feuersteinsplittern und Lehm oder Schlick zu umgeben, die teilweise noch durch Feuer hartgebrannt waren, und so einen sicheren Schutz gegen Wasser, Tiere und unberufene Menschen bildeten. / Franz Krüger, **Die Tonware der jüngeren Bronzezeit im Bardengau.** Ebenda. Im Gegensatz zur Jungsteinzeit zeigt der Bardengau (die Kreise Bleckede, Lüneburg, Winsen, Ülzen und Teile von Dannenberg und Lüchow), in der älteren Bronzezeit nur eine sehr bescheidene Tonware. Die jüngere Bronzezeit dagegen hat ein reiches, sowohl in der Technik wie in der Form hoch stehendes Material geliefert. Anlaß hierfür ist der Übergang zur Leichenverbrennung. Wird die Asche anfangs noch in einem richtigen Grabe beigesetzt, vielleicht sogar noch im Baumsarge, so erscheint bald das Urnengrab. Ebenso wie die Leichenverbrennung von Süden gekommen ist, lassen sich auch in der Töpferware merkliche Einflüsse der Lausitzer Kultur feststellen, finden wir sogar doch die echte Buckelurne in ihrem Formenschatz. Eine Einwanderung kommt jedoch unter keinen Umständen in Frage; vielmehr handelt es sich hier ausschließlich um Kultureinflüsse.

Hertha Schemmel.

Altnordische Himmelskunde. Die völkische Schule. 11. Jahrg., Heft 5, Breslau 1933. — In Heft 9 „Germanien" wird eine Arbeit des Bamberger Astronomen Zinner genannt, in der Z. sich nachzuweisen bemüht, daß der isländische „Sternen-Otto" bei seiner himmelskundlichen Betätigung nur südeuropäisches Einfuhrwissen volkstümlich umgesetzt habe. Merkwürdig, daß dann dieser arme Fischer — wie nachzuweisen ist — den Sonnendurchmesser, sein Verhältnis zum Himmelsbogen und die Steigung der Sonne ungleich richtiger bestimmt hat als Makrobius und das ganze Mittelalter! Zinner verharrt eben dogmatisch bei einem Standpunkt, wie er durch den Satz gekennzeichnet wird, mit dem der Beitrag „Astronomie" (von F. Boll) im „Reallexikon der germanischen Altertumskunde" (1913), beginnt: „Die astronomischen Kenntnisse der germanischen Völker bis zum Eintritt des arabischen Einflusses können, da eine Pflege der wissenschaftlichen Astronomie durch lange Zeiträume fortgesetzte und verarbeitete Beobachtungen erfordert, lediglich als ein Erbe des griechisch-römischen Altertums angesehen werden." Von einem solchen Standpunkt ist es natürlich unbegreiflich, „daß mit einfachster Zurüstung etwas erreicht ist, was nur entwickelter Fernrohrtechnik und Arithmetik zugänglich erscheint" (Neckel). Nur eine Ausnahme gibt es für jene Dogmatiker: die Ägypter; sie durften mit einfachsten Hilfsmitteln (Handlot und Vierstab) sich astronomische Kenntnisse erwerben.

S.

Vereinsnachrichten

Ossnabrück. Die Arbeitsgemeinschaft der Freunde germanischer Vorgeschichte hatte dank ihrer opferwilligen Werbetätigkeit mit ihren diesjährigen Sommerverstaltungen sehr großen Erfolg. Der Andrang zur 1. Fahrt war so groß, daß der Kartenverkauf gesperrt werden mußte: 170 Teilnehmer (etwa doppelt so viel wie durchschnittlich 1932) wurden zugelassen

Zur Maienfahrt am 20. 5. 33 führte Lehrer Rohlmann (Hambüren) die Arbeitsgemeinschaft ins Tecklenburgerland. Die Grafentafel, der ein Jahrtausend alte Grenzstein an der hannoversch-westfälischen Grenze, bot einen Rundblick ins Gebiet der Fahrt; die vorgeschichtliche Bedeutung des Ortes, im Erinnern alter Sagen treu bewahrt, ist durch Funde eiszeitlicher Siedlungsspuren und durch Urnenfunde aus germanischen Zeiten wissenschaftlich erwiesen. Von den Grabstätten unserer Vorfahren, die hier auf freier Höhe herrschend ruhten, weiß die Sage zu berichten, daß der Hüggel den goldenen Sarg eines Heidenkönigs berge.

In der Kirche zu Gellenbeck zeigt Franz Heckers Altarbild (1916) blonde deutsche Bauerngestalten, die in freier Haltung vertrauend zur Gottesmutter aufblikken. Bei den alten Bauerngesichtern, so betonte Lehrer Rohlmann, soll man beginnen, Rassenkunde zu treiben, und nicht im Völkergemisch des Industriegebietes.

Zur Rast in Stift Leeden begrüßte Rechtsanwalt Finkenstaedt die Teilnehmer und verwies auf die Pfingsttagung der Freunde germanischer Vorgeschichte in Bad Pyrmont und auf das Nordische Thing in Bremen. Lehrer Schwarze (Osnabrück) hielt einen Vortrag über die germanische Dichtung, einen Schlüssel zum Verständnis der ehrfürchtigen, beherrschten, stolzen Seele unserer Vorväter; er zeigte ihre innigsten Zusammenhänge mit der Bewegung der Gegenwart und forderte, die altgermanische Dichtung müsse zu einem Begriff unserer Gegenwart werden. Der Vortragende erntete reichen Beifall. — In den Fenstern des alten Leedener Kirchleins sahen die Besucher noch die Hausmarken der umliegenden Höfe.

Über die Herkensteine führte dann der Weg zum Römerlager im Habichtswalde und zum alten Hof Loose, dem Königsgut Curialosa aus dem Jahre 1058. Konrektor Schallenberg (Lengerich) hat hier Reste einer „Pottbäckerei" aus dem frühen Mittelalter gefunden.

Zum Schluß der Rundfahrt wurde das Kloster Osterberg aus dem Jahre 1410 aufgesucht, das einst kluge Mönche auf dem besten Boden des Tecklenburger Landes anlegten, und das heute ein ehrwürdiger Bauernhof ist. Lehrer Rohlmann mahnte hier, daß eigenwüchsiger, kraftvoller Stolz unserm Bauerntum erhalten bleiben müsse.

Rechtsanwalt Finkenstaedt dankte Herrn Rohlmann im Namen aller Freunde für die ausgezeichnete kundige Führung der Maifahrt.

An der 2. Sommerveranstaltung (18. 6.) nahmen trotz der Reisekosten 30 Osnabrükker Freunde germanischer Vorgeschichte teil. Sie besuchten in Bremen die erste urreligionsgeschichtliche Schau „Der Heilbringer", die Prof. Herman Wirth mit Unterstützung des Hauses Roselius veranstaltete. Prof. Wirth stellte sich der Gruppe selbstlos zu Führungen zur Verfügung. Die überwältigende Fülle von Beweisstücken aus allen Kulturkreisen und die einfachen und eindringlichen mündlichen Erläuterungen des Forschers ließen die Wahrheit der Wirthschen Grundgedanken einleuchten.

Vom Hause Roselius war der Besuch der Osnabrücker Gäste auch im weiteren Verlaufe fürsorglich vorbereitet. Fräulein Roselius zeigte im „Hause Atlantis" die schöne, reichhaltige Sammlung „Väterkunde", und das „Roseliushaus" erfreute die Gäste mit ausgesuchten Kostbarkeiten norddeutscher Kunst von der Gotik bis zum Barock.

Führer durch den Osninghain. Unser Mitglied Fr. Fricke, Schwalenberg i. L., hat einen kurzen Führer zusammengestellt: Irminsul und andere germanische Heiligtümer im Osninghain. Das mit acht sehr klar gedruckten Abbildungen geschmückte Heft enthält alles Wesentliche in straffer Zusammenfassung. Der Führer ist im Selbstverlag des Verfassers erschienen und kostet 25 Pf.

Germanien
Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1933 November / Nebelung Heft 11

Kleine Zeitglosse

Von Hans Friedrich Blunck

Unsere englischen Vettern sind keine üblen Nachbarn, werden bei einem guten Getränk sogar ganz aufgeräumt und eigentlich haben wir vorm Weltkrieg viereinhalb Jahrhunderte Frieden mit ihnen gehabt, nämlich seit der Seeschlacht von Kent, in der die Hamburger die englische Flotte so übel zurichteten. Seien wir also auch taktvoll und übersehen wir lächelnd kleine Eigenheiten eines Nachbarn, mit dem wir, ohne seine Politik und Wirtschaft als vorbildlich anzusehen, doch sonst gut zu stehen wünschen und der uns so nahe verwandt ist. Ja, wenn man von jener angeblich englischen Erscheinung redet, die man einst mit dem unschönen Wort „Spleen" bezeichnete, und die nur die Schwäche Vereinzelter ist, so ist es unsere Pflicht, den Vetter gegenüber schlimmeren Nachbarn in Schutz zu nehmen.

Daß manche Eigenart des Nachbarn gelegentlich ein wenig grotesk wirkt, soll zugegeben werden. Aber sind wir besser? Haben wir nicht genau zu der Zeit, als in einem englischen Buch nachgewiesen wurde, daß Christus, wenn überhaupt, nur als Engländer neugeboren werden könnte, versucht, das Paradies nach Mecklenburg zu verlegen? Und wenn wir vor drei Jahrzehnten über die Eitelkeit unserer Vettern lächelten, die durchaus von den Phöniziern abstammen wollten oder gar von dem verschwundenen zwölften Stamm der Juden, so hat es auch bei uns Gelehrte gegeben, die unserem armen Volk alle erdenklichen Mischungen nachweisen wollten und denen unser wirklicher Ursprung peinlich war. Liegt also nach unserer Meinung das Übergewicht an Absonderlichkeit jenseits der Nordsee, so wollen wir den Splitter im eigenen Auge nicht vergessen.

Aber was, in drei Teufels Namen, bringt uns neuerdings dazu, jene Eigenart der Vettern ernst zu nehmen? Da ist in Fortsetzung jener englischen Mentalität, die irgendwie und irgendwo nach langen Abstammungsketten sucht, ein Buch erschienen, über das ich schon eine Reihe von Berichten in der deutschen Presse fand, ein Buch, das die Bauten von Stonehenge kurzerhand auf ägyptischen Ursprung zurückführt. Bei Salesbury in Südengland stehen nämlich gewaltige steinerne Bauwerke unserer gemeinsamen Vorfahren,